# Auf steinigem Pfad

## Erzählungen um ein Problem

Von
Lothar Gäbler-Knibbe

„Herausgegeben unter Förderung des Deutschen Vereins für Sanitätshunde“ und des „Reichsdeutschen Blindenverbandes e. V., Berlin.“

---

**Sondernummer**
der Vereinszeitung „Nachrichten“ des „Westfälischen Blindenvereins e. V.“
Dortmund · Kreuzstraße 4

# Auf steinigem Pfad

## Erzählungen um ein Problem

Von

Lothar Gäbler-Knibbe

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

# Inhaltsverzeichnis

Zum Abschied! (An Stelle eines Vorworts) . . . . Seite 4
Schicksalstausch . . . . . Seite 5
Opfer der Arbeit . . . . . Seite 8
Santa Lucia am Meer . . . . . Seite 15
Eine harte Lehre . . . . . Seite 24
Der Weg der Carola Wittmann . . . . . Seite 31
Ulf, die Geschichte einer Liebe . . . . . Seite 48
Verlorenes Vertrauen . . . . . Seite 57
Ein Lachen nur . . . . . Seite 65

# Zum Abschied!

(An Stelle eines Vorworts)

Nun entlasse ich Euch, Ihr meine geistigen Kinder, zum Gang in die große, unbekannte Welt! Mit Liebe und Sorgfalt habe ich Euch herangebildet und das Beste mit auf den Weg gegeben, soweit hierzu ich — ein Unvollkommener — fähig war.

Ihr begegnet mir jetzt mit stummer Frage: Warum schufst Du uns, Deine Kinder? Dies zu erfahren, ist Euer Recht. Soll Euch doch meine Antwort zugleich ein Schild und Schwert sein gegenüber denen, die Euch in Eurem Wollen und Streben bisher nicht verstanden haben und noch verkennen. Die aber, so wissend und guten Willens waren, werden in Euch bestätigt finden ihren Glauben. Wohlan, so höret!

Jedes soll in seiner Art eine geistige Kraft verkörpern, bereit, die ihm von mir gestellten Aufgaben zu erfüllen. Diese sind dreifacher Art:

Aufklären — Ermutigen — Warnen.

Mein starker Wunsch begleitet Euch: Mögen Euch wache Herzen empfangen!

Alsdann verlangt Ihr zu wissen, warum ich Euch das zarte Kleid der „Erzählungen" gab, anstatt ein wohlgefälliges Gewand eigener „Erinnerungen" zu wählen. Nun, wohl deshalb, weil Ihr als symbolische Gestalten klar diejenigen verkörpert, denen mein Wirken gewidmet war. Euer Auftreten als Träger meiner Gedanken und Wünsche macht mich frei von dem gefährlich leicht zu erhebenden Vorwurf der Eitelkeit.

„Denn", sagt Felix Timmermans, „eine Erzählung darf alles sein, sie kennt keine Gesetze; sie darf ein Stück Leben sein oder auch ein Traum, sie darf Leben und Traum zugleich sein. Die Erzählung untersucht alle Seiten des Lebens und weiß uns dann mitzuteilen — was zuletzt der Zweck des Erzählens ist — daß das Leben in jeglicher Form doch ein gewaltiges Wunder ist."

Nun, das werdet Ihr bezeugen wollen und können: Traumgestalten oder Geburten einer zweckbestimmten Phantasie seid Ihr, meine geistigen Kinder, nicht! Denn Ihr begegnetet mir da und dort am bunten Weg des Lebens. Habe ich Euch zwar auch „um ein Problem" gestellt, so seid Ihr doch durchaus nicht „problematische Naturen".

So hoffe ich denn, daß Ihr in Eurem zarten Reigen Zeugen und Fürsprecher werden möget für alle, die jetzt oder dereinst Euer Schicksal teilen! Euer Pfad war steinig. Wie wird der ihrige sein?

Der Verfasser.

Wernigerode-H., im Lenzmond 1937

# Schicksalstausch

Du hälst es nicht mehr aus, Dein herrisches Schicksal?
Liebe es, es bleibt Dir keine Wahl!

Nietzsche

Und wieder ging ein glutheißer Sommertag zu Ende. Mit mir zugleich eilte eine Schar müder Großstadtmenschen aus dem Tunnel der Untergrundbahn empor dem Heim entgegen. Als ich durch die stillen Anlagen schritt, lud mich eine schattige Bank zum Verweilen ein, auf der bereits eine Frau in mittleren Jahren Platz genommen hatte. Ich setzte mich, hing meinen Gedanken nach und achtete kaum auf die Umgebung.

Ein Ruf weckte mich aus meinem Sinnen, der halblaut an mein Ohr drang: „Voran, Greif! Heim, Futter!" Ich sah aufblickend einen stattlichen Mann vorbeigehen, an dessen Seite munter ein Blindenführhund im Geschirr lief und auf die Worte seines Herrn mit einem Freudenlaut antwortete. Ich verfolgte das Paar mit langem Blick und konnte mich der leisen Bemerkung nicht erwehren: „Das ist doch wohl das schwerste Los, blind zu sein!"

Bei diesen Worten hörte ich plötzlich meine Banknachbarin sagen: „Ein schweres Los, gewiß, aber vielleicht nicht das schwerste!" Überrascht wandte ich mich der Sprecherin zu, die gleich mir dem schon eine Strecke Entfernten nachsah. „Glauben Sie," so fragte ich mit einem höflichen Kopfnicken, „glauben Sie, daß es ein schwereres Los geben kann, als blind zu sein?" Mit leichtem Erröten antwortete mir meine Banknachbarin, während sie ihr Buch schloß: „Wer mag das entscheiden? Nicht Sie und nicht ich — wohl niemand kann es. Wer es versteht, sein Schicksal zu meistern, den dünkt es nicht das schwerste zu sein und mag es auch den anderen unerträglich erscheinen."

Auf meine Frage, ob sie wohl ihre Worte begründen könne, nickte die Frau freudig bejahend und sprach: „Wenn Sie es hören wollen, so will ich es Ihnen gern sagen." Interessiert bat ich darum und sie erzählte mir nun in schlichten Worten das folgende.

Es war damals nach dem schweren Kriege; ich war als Pflegeschwester in einem Genesungsheim für Kriegsbeschädigte tätig. Manches harte Schicksal lernte ich kennen in dem Kreis dieser oft so schwer verstümmelten Männer. Aber eines jungen Soldaten muß ich immer gedenken, dem ich täglich beim Anlegen der beiderseitigen Beinprothesen behilflich war. Er hatte als Artilleriebeobachter auf einer ostpreußischen Windmühle gestanden, als ihm eine russische Granate beide Beine fortriß. Nach der Heilung, die sehr lange Zeit beanspruchte, nahm er das Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Kiel auf und arbeitete nun bereits emsig auf das erste Staatsexamen zu. Es war ein heiterer, ja oft lustiger Mensch, der manchem anderen Heimgast ein ermunterndes Beispiel sein konnte. In seinem Selbstfahrer machte er regel-

mäßig Spazierfahrten in die schöne Umgebung der Stadt. Gern hatte er es, wenn man ihn dabei begleitete, teils aus Freude an dem Beisammensein, teils, weil ihm sein Begleiter in dem hügeligen Gelände behilflich sein konnte bei der Fortbewegung seines kleinen Gefährtes.

Die Erzählerin machte eine Pause und schien ihre Gedanken zurückwandern zu lassen. Dann fuhr sie fort: In dieser Zeit besuchte auch ein junger, blinder Mann das Heim. Er hatte, wie ich hörte, kurz vor dem Kriege das Augenlicht verloren, hatte studiert und sein Studium mit der Doktorprüfung abgeschlossen. Er war Sekretär in jenem Verein, dem das Genesungsheim gehörte. Der Zufall brachte es mit sich, daß der beinamputierte Student und der neue Gast gemeinsam ein Zimmer bewohnten. So war es natürlich, daß sie sich schnell näher kennen lernten und merkten, wie nützlich sie einander sein konnten. Denn der Blinde, der seinen Führhund nicht mitgenommen hatte, war dem auf die Benutzung des Selbstfahrers Angewiesenen ein bereitwilliger Weggefährte, wodurch ja auch er täglich wandern und zugleich dem Fahrenden eine angenehme Hilfe sein konnte. Gewandt schob der Blinde das Wägelchen, während der andere lenkte und ein Bild der durchwanderten Gegend entwarf. Sie hätten, so scherzten sie beide, eine „Versicherung auf Gegenseitigkeit" abgeschlossen.

Als ich mich eines Tages ihnen zum Spazierengehen anschloß, führte uns der Weg in eine stille, an einem Wiesengelände entlangführende Allee. Wir machten bald an einer Bank Halt, auf der der Erblindete und ich Platz nahmen. Im Laufe der Unterhaltung, die sich mit allerlei ernsten Fragen befaßt hatte, richtete der Student unerwartet die Frage an seinen Wandergefährten, wie er wohl über einen Tausch des Schicksals dächte, das jeder von ihnen tragen müsse. Der Blinde überlegte nicht lange, sondern gestand lächelnd, daß er sich diese Frage schon im stillen vorgelegt hätte. Zu einer bejahenden Antwort könne er aber nicht kommen. „Gewiß," so sagte er, „Sie haben manches vor mir voraus. Sie können die schöne Welt sehen, die Menschen und die Tiere. Sie können nach Herzenslust Zeitungen und Bücher lesen. Aber," so fuhr er stockend fort, „Sie sind doch mehr gefesselt, als ich es würde ertragen können. Als ich damals das Augenlicht verlor, glaubte ich, die Welt sei zusammengebrochen. Doch sie stand und ich mußte mich in sie hineinstellen; es ist mir gelungen. Ich habe mein Studium erfolgreich beendet, einen Arbeitsplatz gefunden und hoffe, bald eine mich noch mehr befriedigende Tätigkeit zu finden. Die Erkenntnis aber, die Fesseln der Blindheit immer mehr abstreifen und wirtschaftlich unabhängig werden zu können, gibt mir ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit."

Aufmerksam, so fuhr meine Nachbarin fort, hatte der junge Mann im Wagen diesen Worten des Gefragten gelauscht. Sein gespanntes Mienenspiel verriet die in seinem Kopfe jagenden Gedanken. Dann sagte er mit fester

Stimme: „Auch ich, lieber Freund, bin schon zu dem Schluß gekommen. Meine Lage, mag sie vielleicht einem offenen Gefängnis gleichen, scheint mir doch noch erträglicher zu sein als die Ihre. Die Fee aus dem Märchen hätte wohl bei uns beiden wenig Glück, wollte sie uns das Geschenk des Schicksalstausches gewähren." Seinen Worten folgte ein Schweigen und jeder von uns hing seinen Gedanken nach, vergleichend, abwägend.

Bald schlug für meine beiden Schutzbefohlenen, so erzählte die Schwester weiter, die Stunde des Abschieds aus dem Genesungsheim, bei der sie den Wunsch aussprachen, sich recht bald wieder zu begegnen. Dieser Wunsch sollte schneller als geahnt erfüllt werden.

Ich muß Ihnen nun sagen, berichtete die Erzählerin nach kurzer Pause, daß ich bald nach jenem Erlebnis heiratete. Mein Mann ist jener blinde Volkswirt, den ich in dem Heim kennen lernte. Er hatte bald nachher eine ihn sehr befriedigende Tätigkeit in der Wirtschaftsabteilung eines großen Industrieverbandes gefunden. Als nun eines Tages im Verlauf einer Vortragsreise unser Zug in der Stadt R. hielt, sah ich, wie ein sich mühsam an zwei Stöcken fortbewegender Herr in unser Abteil trat. Wir erkannten uns sofort wieder und freudig begrüßte unser gemeinsamer Freund meinen Mann und mich. Beide Männer tauschten ihre Erlebnisse aus und ich konnte dem Gesicht unseres Reisegefährten die starke innere Befriedigung anmerken, als er berichtete, daß auch er verheiratet und seitdem in dieser Stadt als Amtsrichter tätig sei. Sein einstiger Selbstfahrer hätte sich in ein schmuckes Korbwägelchen verwandelt, von einem munteren Pony gezogen. Kurz, er könne wohl sagen, daß er mit dem Erreichten zufrieden sei. Als nun auch mein Mann von seinem Ergehen berichtet hatte, ergriff der junge Amtsrichter seine Hand und sagte leise mit feinem Lächeln: „Wissen Sie noch, lieber Freund, jener Abend? . . . Ich glaube, wir tauschen auch heute nicht miteinander. Wir haben wohl beide unser Schicksal gemeistert."

Die Erzählerin hatte geendet und sah still in die grüne Pracht des Parkes. Da wagte ich nach kurzem Schweigen die Frage: „Und sind Sie glücklich verheiratet?" Da wandte sie mir ihr Gesicht voll zu und sagte mit heiterem Tone: „Aber gewiß! Vielleicht auch besonders deswegen, weil ich in meinem Mann nicht nur zuerst den Blinden sehe, wie es leider so viele tun." Hatte sie meine Gedanken erraten? Ich mußte mir diese Frage selbst beantworten, denn meine Nachbarin stand auf und verabschiedete sich mit freundlichen Worten. — Sinnend schritt auch ich heimwärts. Das Leben hatte mir heute eine neue Lehre gegeben.

# Opfer der Arbeit

Eine Gabe nur allein löst des Blinden Dunkel nicht;
Erst sein Teil am Menschensein bringt ihm durch die Arbeit Licht.
Darum führt ihn in das Land segensreicher Arbeit ein;
Gönnt ihm, frei durch Kopf und Hand, Werker, Kämpfer, Mensch zu sein!

Nun hatte es mich doch noch in seine Arme aufgenommen! Wie oft war ich an ihm im flotten Tempo vorbeigefahren, hatte die Wände mit den hohen, blanken Fenstern mit einem Seitenblick gestreift und wohl auch Gestalten hinter den Scheiben beobachtet. Einige trugen jene bekannten blau-weiß gestreiften Leinenanzüge, andere hatten ihre eigenen Kleider an. Und das ganze lag, wie man so schön sagt, im Grünen gebettet, still, Ruhe gebend. Doch warum sollte gerade mir ein schwarzes Los beschieden sein? Wenn man nicht zu wild losraste, wenn man die Verkehrsregeln beobachtete, wenn man . . . ja, wenn man!

Und nun war ich doch dort gelandet und lag in einem jener hohen, weißen Zimmer, die ich bisher immer nur von außen gesehen. Glatteis, ungewohnt in unserer Gegend, ein Schleudern der Maschine und schon war es geschehen. „Sie haben Glück gehabt," sagte der Arzt tröstend, „nur ein glatter Unterschenkelbruch; aber einige Wochen wird es immerhin dauern, bis Sie das Haus verlassen können."

Einige Wochen! Das war nicht leicht auszudenken, in einer Zeit, in der die Arbeit sich zu häufen begann. Doch, ich mußte mich dieser höheren Gewalt beugen und war bemüht, aus der Not eine Tugend zu machen. Aber leicht war es nicht, zumal der so schöne, glatte Bruch sich manches Mal grimmig fühlbar machte.

Wieder einmal lag eine schlaflose Nacht hinter mir; auf dem langen Gang hatte ich leises Gehen und Sprechen gehört. Beim Morgengruß bemerkte die Schwester: „Sie hörten wohl? Wir hatten einen Zugang; ein Blinder." Bevor ich Näheres erfragen konnte, war sie hinausgeglitten. Dann vernahm ich aber auch schon bald Laute der Not, der Qual. War das nicht ein leises Stöhnen, ein Schluchzen gewesen? Es mußte aus dem gegenüberliegenden Zimmer kommen, dessen Tür, wie auch die meinige, während der Vormittagsstunden offen stand. Wenn ich mich etwas aus dem Bett beugte, konnte ich hineinsehen und da erkannte ich in den weißen Linnen einen Kopf, von dem nicht viel mehr als ein dunkler Haarschopf zu sehen war. Unruhig bewegten sich die Hände auf der Decke, suchend, verzweifelt. Und dann berichtete mir der Arzt bei seinem Rundgang, daß der Eingelieferte während der Nachtarbeit in den unweit gelegenen Chemischen Werken durch Spritzer einer ätzenden Säure im Gesicht schwer verbrannt worden sei. Das Augenlicht wäre wohl als verloren zu betrachten. Im gleichen Zimmer läge noch ein älterer Mann, der

nach seiner Erblindung wieder als Fräser und Bohrer in einer Metallwarenfabrik tätig sei; auch er hätte die Sehkraft durch einen Betriebsunfall verloren. Jetzt hätte er eine Gallensteinoperation hinter sich. Scherzend bemerkte der Arzt dann: „Und wenn Sie dann aufstehen können, würden Sie den beiden durch Vorlesen gewiß eine große Freude bereiten! Unseren Schwestern fehlt es leider an der notwendigen Zeit und die Angehörigen können ja immer nur zu den Besuchsstunden kommen. Dann herrscht aber immer solcher Trubel, daß an ein ruhiges Unterhalten nicht zu denken ist. Hätten Sie nicht Lust dazu?"

Zögernd bejahte ich die Frage. Etwas sonderbar kam mir aber doch diese Anregung vor; hatte ich doch noch niemals laut vorgelesen. Im Geist sah ich mich schon, als ich wieder allein in meinem Zimmer lag, vor einem aufhorchenden Hörerkreis mit schöner Betonung und gutem Ausdruck, ganz so wie in der Schule, rezitieren. Nun, es war ja noch einige Zeit bis dahin.

Mehrere Tage später beobachtete ich dann, daß die beiden Patienten gegenüber Besuch bekommen hatten außerhalb der üblichen Besuchszeit. Ich konnte den Herrn beim Fortgehen durch den Garten sehen und bemerkte, daß er eine dunkle Brille trug. An seiner Seite ging eine weibliche Person, wohl seine Frau. Die Schwester erzählte, es sei der Vorsitzende des Kreisblindenvereins gewesen. Der Chefarzt, der ihn persönlich kenne, hätte ihn gebeten, mit dem neuen Patienten zu sprechen. Dieser sei so verzweifelt an seinem Geschick, daß man Schlimmes befürchte. Die Sehkraft wäre unwiederbringlich verloren und er müsse einen neuen Beruf erwählen. Nachdenklich fügte Schwester Ilse hinzu: „Man lernt hier manches traurige Schicksal kennen. Aber heute ist es doch leichter, einen geheilten Patienten zu entlassen, wenn man weiß, daß er draußen nicht alleinstehen wird. Besonders das Gesetz, durch welches die Einstellung der Körperbeschädigten und Unfallverletzten durchgesetzt werden kann, hat viel Gutes bewirkt. Mir erzählte Herr Berger, der Vereinsleiter, daß dieses Gesetz erlassen worden sei im Interesse der Kriegsbeschädigten und daß auch andere Erwerbsbeschränkte, besonders Blinde, dadurch geschützt würden. Wir hoffen, auch für diesen Unfallblinden einen neuen Arbeitsplatz zu finden."

So waren denn bereits 4 Wochen verstrichen seit meinem wenig festlichen Einzug in das Kreiskrankenhaus. Die ersten Gehversuche waren glücklich überstanden und der Heilungsprozeß ging wunschgemäß voran. An einem Stock humpelte ich bedächtig durch mein Zimmer oder unternahm einen Ausflug in die Gänge des Hauses. Und dann marschierte ich auch eines Tages in das Zimmer, in dem die beiden Blinden lagen. Schwester Ilse hatte meine Ankunft bereits gemeldet. Aber wie ich nun in dem hellen, luftigen Raum stand, am Fußende der beiden Betten, aus denen mir zwei Menschen entgegensahen, die mich doch nicht sahen, da stieg ein sonderbares Gefühl

in mir hoch, ein Gefühl der Hilflosigkeit, der Verlegenheit. Wie sag ich ihnen, was ich will? So fragte es in mir. Aber da kam mir der Ältere der beiden Patienten zu Hilfe; er mochte wohl meine Verlegenheit bemerkt haben.

„Das ist aber fein, Herr Nachbar, daß Sie uns besuchen kommen! Wir haben schon lange auf Sie gewartet, nachdem uns der Doktor erzählt hat, daß Sie uns ein bischen über die Langeweile hinweghelfen würden." Mit diesen Worten richtete er sich ein wenig im Bett auf und reichte mir die Hand entgegen. Als wir dann etwas bekannt geworden waren, zog ich die Zeitung hervor und fragte, ob wir uns in das schöne Gebiet der Politik stürzen wollten. Freudige Bejahung tönte mir entgegen und so begann ich. Zuerst ging es wohl etwas holprig, aber dann fiel mein Blick auf die gespannten Mienen meiner beiden Hörer und schon kehrte die Ruhe wieder. Dann tranken wir noch gemeinsam den Nachmittagskaffee und ich schied mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen. Ich ging in mein Zimmer; ein Gefühl der Zufriedenheit kehrte mit mir ein. Beglückte mich das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht? Eigentlich hatte ich doch nur das getan, was man von jedem Menschen erwarten durfte.

Am nächsten Nachmittag wurde ich wieder mit freudigem Gruß empfangen und ich merkte, daß ich mich beinahe schon vertraut fühlte. Nach der Zeitung kam dann eine illustrierte Zeitschrift an die Reihe, die ich mir hatte holen lassen. Aber da hatte ich mir etwas Schönes eingebrockt! Hurtig las ich die Unterschriften der Bilder vor und glaubte, damit das Erforderliche getan zu haben. Da wurde ich eines Besseren belehrt, als man mich bat, die Bilder auch zu beschreiben. Ich stutzte. Wie war das zu machen? Stockend begann ich: „Man sieht viele Menschen und Häuser . . .". Damit glaubte ich genug gesagt zu haben. Doch ich wurde mit dem etwas spöttischen Hinweis unterbrochen, das sei ja wohl selbstverständlich, daß Menschen auf dem Bild zu sehen wären. Ich möchte doch Genaueres angeben. Am besten wäre es, mit der Beschreibung bei einem Punkt zu beginnen, um von da das ganze Bild zu erfassen. So schlug der ältere meiner Hörer vor. Und da glückte es mir, meine Aufgabe zur Zufriedenheit zu lösen. Es wurde mir aber doch leichter, als wir die Artikel und Erzählungen der Zeitschrift anfangen konnten, die uns bis zum Abendbrot in Anspruch nahmen. So vergingen die nächsten Tage, während derer ich meine neue Aufgabe gern und mit immer gleicher Befriedigung erfüllte. Lachend hatten mir meine Freunde zuletzt versichert, ich würde von ihnen bald zum Obervorleser befördert werden; so weit seien schon meine Leistungen gediehen. Und, wie war das mit mir? Empfand auch ich nicht ein ganz kleines Gefühl der Befriedigung, geholfen zu haben, obgleich diese Hilfe für mich fast eine Freude gewesen war? Denn auch ich kam ja so leichter über die langen Stunden hinweg; man konnte ja doch nicht die ganze Zeit allein lesen oder gar grübeln.

Am nächsten Tage fand ich mich wieder pünktlich bei meiner Hörerschaft ein, und wir machten uns gemeinsam an das Lesen der Zeitung. Bald jedoch wurden wir von der hereintretenden Schwester unterbrochen. Sie teilte mit, daß Herr Berger, der Leiter des Blindenvereins, in einer halben Stunde kommen werde, um mit seinen beiden Schutzbefohlenen zu beraten. Sie würde dann erst den Nachmittagskaffee bringen, damit alle vier Herren zusammen trinken könnten. Auch mich bat die Schwester, an der Kaffeestunde teilzunehmen, was ich gern bejahte. War ich doch nicht ganz ohne Neugierde, den wiederholt erwähnten Herrn kennen zu lernen.

Er ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Wieder begleitete ihn seine Frau. Mit freundlichen, fast herzlichen Worten begrüßte Herr Berger die beiden Blinden und wandte sich dann auch zu mir, nachdem ihn Schwester Ilse auf mich und meine wichtigen Obliegenheiten aufmerksam gemacht hatte. Herr Berger, der in einer benachbarten Stadt ein Heim für Blinde leitete, berichtete einige Neuigkeiten von dort und erzählte dies und das von seiner Arbeit. Das Haus, dem er vorstand, diente, wie ich erfuhr, der Erholungsfürsorge wie auch zur beruflichen Aus- und Fortbildung solcher Personen, die als Jugendliche oder als Erwachsene das Augenlicht verloren hatten. Eine vielseitige Ausbildung würde gewährt und die Heimgäste kämen aus allen Kreisen des Volkes dort zusammen. Es sei, wie er sehr befriedigt betonte, eine echte, rechte Schicksalsgemeinschaft, die erzieherisch und ermutigend wirke.

Seine Erzählung wurde hin und wieder durch eine Frage der beiden Blinden unterbrochen, die sich offensichtlich sehr für seine Mitteilungen interessierten. Besonders der zuletzt Eingelieferte, der nun erst als Neuling diesem Gebiet gegenüberstand, nahm aufmerksam an der Unterhaltung teil. Ich merkte wohl, daß Herr Berger in feiner, sorglicher Weise auf ein ganz bestimmtes Ziel hinsteuerte. Er flocht immer wieder in anziehender Form diese oder jene Erfahrung ein, die er bei plötzlich Erblindeten, die mitten aus dem Beruf gerissen worden wären, gemacht hätte. Es sei auch falsch, sich einzukapseln und abzusondern; auch der Nichtsehende könne seinen Platz im Wirtschaftsleben befriedigend ausfüllen, es sei denn, er wäre schon zu alt oder etwa noch durch andere Gebrechen behindert. Während des Weltkrieges wären doch etwa 1000 blinde Männer und Frauen in allen möglichen Betrieben der Munitionsherstellung und sonstigen Kriegswirtschaft tätig gewesen. Schwierig wäre es natürlich, einen geeigneten Arbeitsplatz zu finden; denn oft müßten große Widerstände überwunden werden. Vorurteile der verschiedensten Art, oft ganz eigenartiger Natur, wären zu bekämpfen. Doch sei das in den meisten Fällen möglich. So hätte vor kurzem wieder ein erblindeter Assessor, der als vierzehnjähriger Knabe durch einen Steinwurf das Augenlicht verlor, als Hilfsarbeiter in einem großen Wirtschaftsverband Anstellung gefunden. Etwa

250 blinde Akademiker und Akademikerinnen wären gegenwärtig in Deutschland als Beamte und Angestellte tätig. Die Zahl der im Handwerk Beschäftigten belaufe sich auf etwa 7000, und in gewerblichen oder industriellen Betrieben hätten einige tausend blinde Männer und Frauen befriedigende und lohnende Arbeitsplätze gefunden. Groß sei auch die Zahl der als Maschinenschreiber, Stenotypisten, Aktenhefter und Telefonisten tätigen Nichtsehenden.

Während dieser Ausführungen hatte ich Gelegenheit, den Sprecher unauffällig zu beobachten. Ein Schein gütigen Verstehens lag auf seinem Gesicht, ohne daß es dadurch einen weichlichen Ausdruck erhalten hätte. Denn die Züge waren straff und deuteten auf einen zielsicheren Charakter. Er mochte wohl die Kraft haben, einen vom harten Schicksal gebrochenen Menschen wieder aufzurichten und ihm frischen Lebensmut zu geben. Für diese Aufgabe schien er mir mehr geeignet als ein im Vollbesitz seiner Sinne befindlicher Mensch, der sich kaum so sicher und feinfühlend in die Lage eines ringenden Mitmenschen versetzen konnte.

Da ließ mich ein leiser stöhnender Laut aus meinen Gedanken auffahren; es war ein Laut, wie er nur aus einem tief verzweifelten Menschenherzen sich entringen kann. Verzagen, Seelennot, Hoffnungslosigkeit lagen darin. Es war der jüngere meiner beiden Freunde gewesen, dem in erster Linie der Besuch des Beraters galt. Da ging Herr Berger zu dem jungen Mann. Er ergriff suchend seine Hand, setzte sich an den Rand des Bettes und sagte mit leiser, von tiefer Güte erfüllter Stimme: „Ich weiß, was Sie bewegt, lieber Freund! Auch mir schien einst die Welt zusammengebrochen zu sein, als ich damals in das Heer der Blinden geschleudert wurde. Aber heute ist es leichter für unsereinen als vor dreißig Jahren. Vergessen Sie nicht, daß Sie Freunde haben, die an Ihrer Seite gehen, die Ihnen den Weg bereiten wollen und können, wenn Sie Mut und Kraft haben, mitzumarschieren!"

Stille erfüllte das hohe Zimmer; durch die Baumzweige fielen goldene Lichter und tanzten spielend auf dem Fußboden. Durch das halboffene Fenster kam eine Woge warmer Luft herein und schien den Raum mählich mit ihrem Frühlingsatem zu erfüllen. War das wie ein Ruf des Lebens? Ein Mahnen, ein Locken zu neuem Mut, zum Kampf gegen einen Feind, der besiegt werden konnte mit unermüdlicher und riesengroßer Ausdauer?

„Würden Sie uns nicht einmal erzählen, wie es Ihnen damals ergangen ist, als Sie in meiner Lage waren," bat der erblindete Industriearbeiter, dessen Hand immer noch in der seines tröstenden Freundes ruhte. Herr Berger bejahte die Frage, bemerkte aber, daß es ihm niemals leicht falle, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.

„Ich erzählte Ihnen wohl schon," so begann der Heimleiter, „daß ich als Techniker in einem Eisenwerk im Siegerland, meiner schönen Heimat, tätig war. Mein Beruf machte mich froh und zufrieden, und ich dachte daran, mir einen eigenen Hausstand zu gründen. Ruhten doch schon 26 Lenze auf meinem

Rücken. Da traf mich das harte Geschick, das mich hinausriß aus der scheinbar klaren Bahn, die ich mir vorgeschrieben hatte. Beim Biegen eines Rohres wurde der die mir zugekehrte Öffnung verschließende Stopfen durch Gasentwicklung herausgeschleudert. Der glühend erhitzte Sand aus dem Rohre — er dient dazu, das Biegen zu erleichtern — spritzte in mein Gesicht. Die Körnchen vernichteten sofort meine Sehkraft vollständig. Im Auto wurde ich in die Klinik der nahen Universitätsstadt gebracht, wo ich dann bis zu meiner Heilung, die eigentlich keine Heilung mehr sein konnte, verblieb. Was sich in dieser Zeit in meinem Innern abspielte, nun, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Die schwerste Sorge war die Frage, wie sollst Du wieder erwerbsfähig werden, um leben und heiraten zu können. Wenige Tage nach meiner Einlieferung kam meine Braut und besuchte mich an meinem Schmerzenslager. Nur vier Worte sagte sie mir als erstes: „Ich bleibe Dir treu!"

Der Erzähler unterbrach sich und wandte sein Gesicht seiner Frau zu. Ein unsichtbarer Strom stillen Verstehens schien von Mensch zu Mensch zu eilen. Dann fuhr Herr Berger wieder fort und fast schien es mir, als ob sich ihm die Worte jetzt leichter formten.

„Nachdem ich mich dann einige Wochen in der Heimat aufgehalten hatte, reiste ich in Begleitung eines Freundes in eine Blindenanstalt. Dort angekommen, richtete der Direktor an mich die Frage, was ich lernen wolle. Ich erwiderte, daß ich zum Maschinenschreiber ausgebildet werden möchte, da ich dann in meinem früheren Betrieb wieder einen Arbeitsplatz würde finden können. Da war guter Rat teuer. Denn vor dem Kriege war dieser Beruf wohl kaum von Blinden ausgeübt worden. Zunächst mußte ich mir eine Maschine beschaffen, die mir mein Werk in freundlicher Weise zur Verfügung stellte; dann unterrichtete mich die Sekretärin des Anstaltsleiters im Schreiben. Mit Mut und zähem Eifer ging ich an die Arbeit, um so bald wie möglich wieder an meinen Heimatsort zurückkehren zu können. In verständnisvoller Weise machte mir zu Hause mein Chef die neue Arbeit wieder möglich und schmackhaft und eine neue Sonne ging über mir und meiner Braut auf, die inzwischen meine Frau geworden war. Zwei gesunde Jungen wurden uns beschert. Nach vier Jahren froher, erfolgreicher Arbeit trat eine Wendung in mein Leben ein. Man betraute mich mit der Leitung jenes Heimes, das während des Krieges besonders den im Felde Erblindeten zur Verfügung gestellt wurde. Und dort habe ich mein Lebenswerk errichten dürfen. Mit einer treuen Schwester, die mir zur Seite steht und insbesondere die wirtschaftlichen Aufgaben erledigt, baute ich Stein auf Stein. Heute dient das Heim der Erholungsfürsorge, der Ausbildung und außerdem sind eine Druckerei für Blindenschrift und eine mechanische Werkstätte dort untergebracht. Kurz, es ist ein vielseitiger Betrieb geworden, der meine volle Kraft erfordert, der aber auch reichen Segen ausstrahlt über die Blinden im Vaterland und weit über dessen Grenzen hinaus."

Der Heimleiter hatte seine Erzählung beendet. Er ließ sich von seiner Frau die Aktentasche reichen und legte auf die Bettdecke seines Schützlings

einen Bogen Papier, der mit gedruckten Buchstaben und mit allerlei erhöhten Punkten bedeckt war. Ich konnte ein Alphabet erkennen. Dann wandte er sich zu dem Patienten und sagte mit ermutigender Stimme: „Und hier, lieber Freund, habe ich Ihnen ein Alphabet in Blindenschrift mitgebracht. Versuchen Sie es einmal, diese Punkte mit den Fingerspitzen zu lesen. Das hilft über das Grübeln und die Langeweile hinweg. Wenn ich in der nächsten Woche wiederkomme, werden Sie mir schon sagen können, wie dieser oder jener Buchstabe aus den verschiedenen Punkten zusammengesetzt ist.

Dann wollen wir aber noch gemeinsam überlegen, wo Sie einen neuen Arbeitsplatz finden können. Ich habe bereits den Berufsfürsorger, Herrn Lang, auf Sie aufmerksam gemacht, der über große Erfahrungen verfügt und die Betriebe und Verwaltungen der industriellen und gewerblichen Unternehmungen hier in weitem Umkreis kennt. Hätten Sie wohl Lust, als Stenotypist ausgebildet zu werden?"

„Als Stenotypist?" fast ungläubig wiederholte der junge Mann die Frage. „Wie sollte denn das möglich sein? Ich habe zwar schon früher das Maschinenschreiben erlernt; aber wie sollte ich stenographieren können?"

Herr Berger lachte herzlich. „Ich glaube gern, lieber Freund, daß Sie von der Blinden-Stenographie noch nichts gehört haben. Aber wenn ich Ihnen sage, daß in Deutschland jetzt etwa 400 blinde Männer und Frauen als Stenotypisten angestellt sind und Gleichwertiges leisten wie ihre sehenden Arbeitskameraden, dann schütteln Sie nicht mehr ungläubig mit dem Kopf, nicht wahr? Ich werde Ihnen das nächste Mal eine kleine Maschine mitbringen, auf der diese Schrift geschrieben wird. Also nur Mut und Selbstvertrauen!"

Bei diesen erklärenden Worten des Heimleiters konnte ich sehen, wie eine zarte Röte froher Erregung in das Gesicht des jungen Blinden stieg. Ich wagte die Frage, ob diese erblindeten Stenotypisten wohl auch das gleiche Gehalt bekämen, wie die sehenden.

Herr Berger erwiderte, das wäre der Fall. Denn der des Augenlichts beraubte Stenotypist würde in besonderen Schulen sorgfältig ausgebildet und könne dann seinen Arbeitsplatz voll ausfüllen. „Und daß der Berufsfürsorger auch für Sie einen Arbeitsplatz finden wird, daran zweifle ich nicht. Dank dem wunderbaren Aufblühen unserer deutschen Wirtschaft sind doch so viele Möglichkeiten vorhanden! Der Nationalsozialismus verlangt ja, daß auch der körperlich und geistig gesunde Blinde seine Arbeitskraft in den Dienst der Volksgemeinschaft stellt."

Unsere Unterhaltung wurde durch das Eintreten des Arztes unterbrochen, der zur abendlichen Visite kam. Herr Berger, seine Frau und ich erhoben uns und verließen nach herzlichem Abschied den Raum. Ich fühlte, daß zwei frohe Menschen zurückblieben!

# Santa Lucia am Meer

Wem die Kunst zu eigen ward, der hat die echte blaue Blume. Wo für andere sich Steine und Felsen auftürmen, tut sich ihm das weite Reich des Schönen auf; dort liegen Schätze, die kein Rost verzehrt, und er ist reicher als die Wechsler und Geldgewaltigen der Welt, wenn auch in seiner Tasche oftmals der Pfennig mit dem Heller betrüblich Hochzeit feiert.

Scheffel

Unter den Reisenden, die an einem strahlenden Augustnachmittag dem aus dem westfälischen Industriegebiet kommenden Ferienzug in Saßnitz entstiegen, befand sich auch der junge Bergingenieur Werner Giesing. Er konnte sich kaum erinnern, jemals die Urlaubszeit so herbeigesehnt zu haben, wie in diesem Jahre, dem ersten seiner Tätigkeit im Pütt, wie das Grubenrevier genannt wird. Ja, es war auch ein schwerer Tausch gewesen, zu dem er sich entschließen mußte, als er aus seiner schönen thüringer Heimat in das Industriegebiet übersiedelte. Doch die ersten Stufen auf der Leiter zu einem Generaldirektorposten konnten ja nicht gleich im hellsten Sonnenschein liegen. Nun sollte drei Wochen lang herrliche Seeluft ungehindert durch die Lungen streichen. Wie kühl und erquickend wehte sie schon hier am Bahnhof, so daß man die Unbequemlichkeiten der langen Reise in drangvoll-fürchterlicher Enge schnell vergaß. Der diensteifrige Hoteldiener nahm den Gepäckschein entgegen und Giesing ließ sich behaglich in den weichgepolsterten Sitz eines Wagens sinken. Langsam rollte das Gefährt durch die kleine Stadt über holpriges Pflaster nach dem Hotel. Dort angekommen betrat der Gast voller Erwartungen sein Zimmer, von dem man nach Mitteilung des Besitzers einen unbegrenzten Blick auf das Meer und die grünen Buchenwälder der Stubbenkammer haben sollte. Und man hatte ihm auch nicht zu viel versprochen; denn sein Auge, sonst nur gewöhnt an den trüben Dunst der Zechen und Hochöfen, konnte sich hier unerhört sattrinken an den Köstlichkeiten, die Mutter Natur in verschwenderischer Fülle bot. Weit in der Ferne erblickte Giesing die Umrisse der Küste, an der sich einige andere Seebäder breiteten. Auf dem Meer trieben Fischerboote mit braunroten und weißen Segeln und in dem kleinen Hafen lagen Dampfer und Segelschiffe in bunter Reihe. Sein Herz weitete sich über all dieser Pracht.

Während Giesing noch im Schauen versunken stand, trafen sein Ohr die halblaut gesungenen Töne eines italienischen Volksliedes. Er kannte es gut aus seiner Hochschulzeit, als er in einer Pension Tür an Tür mit einem Studienkameraden aus Mailand gewohnt hatte. Vorsichtig bog sich der junge Ingenieur aus dem Fenster, um die Sängerin zu erspähen. Er erblickte sie im Garten des Hotels. Die Sängerin drehte ihm den Rücken; sie schien ein junges Mädchen von mittelgroßer Gestalt zu sein. Das kastanienbraune Haar war kurz geschnitten und legte sich glatt an den ebenmäßigen Kopf. Neben

dem Stuhl lag behaglich gestreckt im warmen Sonnenschein ein großer dunkelfarbiger Hund, der blinzelnd zu seiner Herrin aufzublicken schien. Als das junge Mädchen das Lied abbrach, verließ Giesing das Fenster, um hinaus zu wandern an den Strand. Eine steile, schmale Treppe führte vom Hotelgarten hinab an den breiten, baumbestandenen Platz, wo die Kurgäste sitzend und wandernd den Klängen der Kurkapelle lauschten. Doch Giesing trieb es fort von dem Schwarm lauter Fröhlichkeit dorthin, wo sich See und Kreidefelsen fast zu berühren schienen. Immer stiller wurde es um ihn, während er frohen Schrittes den wohlgepflegten Weg verfolgte. Im Schein der sinkenden Sonne glänzten die steilen Hänge, die von dichtem Laubgrün gekrönt waren, während zu seiner Rechten das Meer in tiefem Blau leichte Wellen an den mit großen und kleinen Steinblöcken bedeckten Strand warf. Nur schweren Herzens konnte sich der junge Ingenieur zum Rückweg entschließen, um rechtzeitig zum Abendessen im Hotel einzutreffen.

Als Werner Giesing den Speisesaal betrat, wurde er gebeten, an einem größeren Tisch Platz zu nehmen, an dem bereits ein Herr und zwei Damen saßen. Nachdem man sich bekannt gemacht hatte, kam alsbald eine ungezwungene Unterhaltung in Gang, in der die großen und kleinen Erlebnisse des Tages ausgetauscht wurden. Giesing glaubte in der jüngeren der beiden Damen jenes junge Mädchen wieder zu erkennen, die er von seinem Fenster aus gesehen hatte. Als er auf seine scherzende Frage eine bejahende Antwort erhielt, ergab sich leicht ein Anknüpfungspunkt. Es war ein liebliches Geschöpf mit frischen Farben und feinen Zügen, das der junge Ingenieur mit Wohlgefallen betrachtete. Nur die Augen schienen einen schwach verschleierten Glanz zu haben, der den vollen Blick nicht zur Entfaltung kommen ließ. Durch eine Frage des am Tisch sitzenden Herrn wurde Giesing von seinen Gedanken abgelenkt. Als dann serviert wurde, glaubte er zu erkennen, daß das junge Mädchen blind sein müsse, denn mit ruhiger, unauffälliger Hand wurde es von der älteren Dame bedient, die ihm gegenüber saß. Da fühlte der junge Mann eine Befangenheit in sich aufsteigen, die ihm, dem lebensfrischen Menschen, sonst unbekannt war. Sollte er Recht haben oder war es nur eine Täuschung? Doch nein; das war wohl nicht möglich. Er mußte sich sehr beherrschen, um weiterhin gleichgültig und unbefangen zu erscheinen. Es wäre, so sagte er sich zum Trost, doch das erste Mal, daß er mit einer Blinden an einem Tische säße. Fast konnte Giesing nicht mit vollem Genuß die frisch gebackenen Flundern essen, deren Duft lieblich emporstieg. Es war doch etwas zu Seltsames, zu Ungewohntes!

Da riß ihn das junge Mädchen aus seinen Gedanken, gleich als ob es gefühlt hätte, daß es eben jetzt im Mittelpunkt der Betrachtungen des neuen Gastes stünde. Er erzählte ihm dann auf seine Frage, daß er heute eine weite Reise hinter sich hätte und froh sei, den Kohlendunst der Gruben vertauscht zu

haben mit der frischen Seeluft. Langsam kam so wieder die Unterhaltung in Gang. Dann war das Abendessen beendet. Als sich die beiden Damen erhoben, war Giesing erstaunt, mit welcher Sicherheit das junge Mädchen, unauffällig geleitet von seiner Begleiterin, den Saal verließ. Fast schmerzlich berührte es ihn daher, sehen zu müssen, mit wie neugierigen Blicken einige andere Gäste die Hinausgehende verfolgten. Der am Tisch zurückgebliebene Herr berichtete ihm dann, daß Fräulein Lucie Starenberg Konzertsängerin sei und in Breslau wohne. Sie besäße eine schöne, weiche Altstimme, mit der sie schon wiederholt die Hausgäste erfreut hätte.

Als sich Giesing später in den Garten des Hotels setzte, wurde sein Blick durch ein ihm noch ganz neues Naturschauspiel gefesselt. Der volle Mond war über dem Meer aufgegangen und sein silbernweißer Glanz lag wie eine matt erleuchtete Straße auf dem stillen Wasser. Der Lichtkegel des kleinen auf der Hafenmole stehenden Leuchtturms griff mit gelblichem Schein durch die Luft und schien gleich einem Finger in die Ferne zu weisen. Leise drang das Murmeln der Wellen herauf und süßer Rosenduft erfüllte die Luft. An der Küste konnte man die Lichter der in den benachbarten Badeorten liegenden Häuser erkennen, die sich da und dort auf dem Wasser spiegelten. Während der junge Ingenieur so versunken die Pracht der Natur in sich aufnahm, kreisten seine Gedanken unbewußt wieder um jenes junge weibliche Wesen, das zuvor seine Aufmerksamkeit so ganz gefesselt hatte. Noch einmal durchlebte er die kurze Spanne, während er seine Gegenwart genossen. Etwas Seltsames, das er kaum in Worte hätte fassen können, spielte in seinem Unterbewußtsein. Es stieg in ihm der Wunsch auf, sich mit diesem jungen Mädchen unterhalten zu dürfen. War sie doch eine ganz andere, als alle jene, die bisher in sein Leben getreten waren. In solche Gedanken versunken, begab sich Giesing auf sein Zimmer, wo ihn bald der Schlummer in seine weichen Arme nahm.

Wie anders war es doch, durch den lockenden Ruf einer Schwarzdrossel geweckt zu werden, als durch das heisere Rattern eines Weckers oder die harten Stöße der in ausgefahrenen Schienen entlangpolternden Straßenbahn! Werner Giesing kostete diesen Genuß langsam und wohlig aus, als er am anderen Tage aus dem holden Reich der Träume in die Wirklichkeit zurückkehrte. Einige Meisen mit bunten Brüstlein und schwarzen Köpfchen hüpften eilig auf dem Baum umher, der seine Äste fast bis ins Zimmer streckte. Da fiel das Aufstehen noch einmal so leicht und es war ja auch hohe Zeit. Nach dem Frühstück eilte Giesing an den Strand, um das erste Bad in den Fluten der Ostsee zu genießen. Ein leichter Seegang bereitete ihm doppelten Genuß und gestärkt und angeregt wanderte er auf einem Umweg in das Hotel zurück. Den Garten durchschreitend kam er an seinen beiden Tischnachbarinnen vorbei, die seinen Gruß freundlich erwiderten. Er konnte erkennen, daß sich die Blinde vorlesen ließ; wieder lag der schwarze Hund an ihrer Seite. Während der

Mittagsmahlzeit bot sich aber nicht Gelegenheit, ein über den Ton leichter Unterhaltung hinausgehendes Gespräch anzuknüpfen. So mußte denn diese Absicht aufgeschoben werden. Nun, es standen ja noch drei Wochen zur Verfügung. Als dann Giesing das junge Mädchen am Nachmittag unerwartet auf einer Bank im Buchenwalde antraf, fühlte er sein Herz schneller schlagen. Sie saß bequem zurückgelehnt, während ihre feinen Finger tastend über die Seiten eines umfangreichen Buches glitten. Ihr Begleiter, der jetzt ein Führgeschirr aus braunem Leder trug, lag einige Schritte abseits, wo ein wärmender Sonnenstrahl durch das grüne Dach der Bäume drang. Sein Fell schien fast einen silbernen Glanz zu bekommen in der flimmernden Sonnenbahn. Als sich Giesing langsam der Bank näherte, umfaßte sein Blick die Gestalt der Blinden, die sich um die Schritte nicht zu kümmern schien. Lucie Starenberg trug ein helles, mattfarbiges Sommerkleid, das durch seine schlichte und doch gewählte Form sich liebevoll ihren feinen Gliedern anpaßte. Die leichtgebräunte Haut des schlanken Halses zierte eine Kette aus lichthellen Bernsteinperlen. Aber sollte, durfte er näher herangehen? Wie es nur machen, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, da ihre Augen seinen Blick nicht auffangen konnten? So jagten die Gedanken durch Giesings Kopf. Und fast war er über sich selbst erschrocken, als seine Lippen gleichsam ungewollt die Worte formten: „So fleißig, Fräulein Starenberg?" Hastig hob die Angeredete den Kopf und wandte ihn dem Sprecher zu. Werner glaubte einen fragenden Blick auf ihrem Gesicht zu lesen und so schien es ihm natürlich, seinen Namen zu nennen. Da huschte ein kleines Lächeln des Erkennens über die Züge des jungen Mädchens und mit freundlichem Gruß erwiderte sie seine Worte. Doch da mischte sich ein Dritter ein und ließ ein tiefes warnendes Knurren ertönen, das erst nach einem beruhigenden Wort seiner Herrin abbrach, um in ein halblautes, behagliches Stöhnen überzugehen. Mit einem zögernden Blick auf den unbestechlichen Wächter nahm Giesing auf der Bank Platz. Und wie schon oft ein treues Hundetier die Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau hergestellt haben mag, so war es auch hier. Mit den unverbindlichen Worten „ein treues Tier" leitete Werner das Gespräch ein, froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Ich glaube", erwiderte das junge Mädchen, „die Treue ist nicht die beste Eigenschaft des Führhundes, er hat noch eine wertvollere, die ihn so unschätzbar macht für uns Blinde, er ist selbstlos. Denn sehen Sie, so ein kleines Lebewesen kennt doch nur einen Gedanken, der sein kleines Ich vollkommen umfangen hält, seinen zweibeinigen Freund, seinen Herrn. Der Hund steht, glaube ich, dadurch hoch über uns erhabenen Menschen, daß er unbewußt sein Ich aufgeben und sich ganz dem hingeben kann, dessen Herz ihm gehört."

Gleich als ob sie die mit warmer Stimme gesprochenen Worte empfunden hätte, erhob sich Lola; gähnend und sich streckend näherte sie sich ihrer Herrin.

Als sie ihren schmalen Kopf auf deren Knie legte, fuhr eine schlanke Hand liebkosend über ihr weiches, wohlgepflegtes Fell.

In der Unterhaltung trat eine Pause ein, und Lucie Starenberg ergriff wieder ihr Buch. Unschlüssig, ob sie weiter lesen solle, hielt sie es auf dem Schoß. Fast wußte sie, daß sich nun ihr Nachbar nach jenen geheimnisvollen Zeichen erkundigen würde, die in Form von Punkten die Blätter bedeckten. Kannte doch leider kaum ein Mensch, dem sie außerhalb ihres Bekanntenkreises begegnete, etwas von dieser Schrift in erhabenen Punkten, die für sie unentbehrlich geworden war. Als sie einmal einem kundigen Schicksalsgenossen gegenüber diese Tatsache bedauernd erwähnte, hatte dieser sie auf die so geringe Zahl der Blinden und Sehschwachen im ganzen Reich hingewiesen im Verhältnis zur Zahl der gesamten Bevölkerung. Das war richtig, so empfand sie da; denn wenn, wie ihr Berater sagte, auf 100 000 Einwohner nur etwa 5 blinde oder sehschwache Volksgenossen kamen, so konnte man sich wohl vorstellen, daß diese untertauchten unter der großen Masse des Volkes. Und das war ja auch gut so, hatte er hinzugesetzt.

Doch die Gedanken ihres Banknachbarn waren inzwischen in anderer Richtung gewandert. Der Name des jungen Mädchens hatte in ihm die Erinnerung an eine jener rührenden Legenden geweckt, die er — Gott, wie lange war das doch schon her — in einem Werk über die Heiligen gelesen hatte. Und wenn er sich recht entsann, hatte ja auch der Kaplan im Religionsunterricht einst jene junge Sizilianerin Lucia erwähnt und auf sie als Vorbild für Bescheidenheit und Weltverzichten hingewiesen. Sein Blick streifte diese Lucia an seiner Seite. Ob sie wohl ihre berühmte Namensschwester kannte? Lucie verneinte seine Frage und bat, ihr davon zu erzählen. „Gern will ich die kleine Geschichte berichten", sagte Giesing, „so wie ich sie noch in Erinnerung habe. Um das Jahr 400 lebte in Palermo eine junge Sizilianerin, Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Körperliche Schönheit und ein kluger Geist zeichneten Lucia vor ihren Altersgenossinnen aus und ließen ihren Ruf weithin erklingen. So wurde auch ein junger Edelmann von ihren Reizen betört und versuchte, sie zu gewinnen. Aber Lucia, die von dem Wunsche erfüllt war, eine Braut des Himmels zu werden, wies seine Werbungen zurück. So plante der Jüngling, Lucia mit Gewalt zu entführen, um sie zur Heirat zu zwingen. Als Lucia von diesem Plan erfuhr, verzweifelte sie an ihrem Geschick und beschloß, sich ihres schönsten Schmuckes zu berauben. Sie wußte, daß es ihre leuchtenden Augen waren. Und so erzählt die Legende, daß sich Lucia selbst die Augen zerstörte, um Ruhe vor der Verfolgung zu finden. Der Edelmann verließ erschüttert die Stadt; er soll im Kampf gegen die Sarazenen bald gefallen sein." Der junge Ingenieur schwieg und schaute sinnend in das grüne Blätterdach der über ihnen ragenden Buchen. „Und glauben Sie," unterbrach Lucie Starenberg das Schweigen, „daß diese Sizilianerin mit Recht zur

Heiligen erhoben wurde? Ich möchte es verneinen; immerhin, die Zeiten waren damals von ganz anderer Gefühlseinstellung als heute. Ich habe nie gehört, daß ein bedrohtes Wesen zu diesem furchtbaren Mittel der Selbstblendung gegriffen hätte, um sich aus einer Gefahr zu befreien oder sonst einen Zweck zu erreichen."

„Ich glaube nicht," erwiderte Giesing, „daß diese, wie die Legenden überhaupt, Anspruch darauf machen kann, dem Leben entnommen zu sein. Denn Legenden sind ja nur poetische Darstellungen frommer Handlungen."

Aus der Ferne klangen leise Glockentöne herüber und mahnten zur Rückkehr in das Hotel. Lucie ließ einen Finger leicht über das unverglaste Zifferblatt ihrer Armbanduhr gleiten, deren Sprungdeckel sie geöffnet hatte. Interessiert besah Giesing die kleine Uhr, auf deren Blatt neben den Ziffern kleine erhabene Punkte angebracht waren. Lucie erklärte ihm, daß diese Punkte bei den Viertelstundenzahlen etwas größer seien; man könne so leicht und schnell die Zeit bis auf die einzelne Minute erkennen. Dann rief sie Lola heran, die sich eifrig neben sie stellte, um mit ihr den Heimweg anzutreten. Ihr Begleiter beobachtete mit freudiger Überraschung, mit welcher Sicherheit die schlanke, schwarze Hündin ihre Herrin durch die sich kreuzenden und abzweigenden Waldwege zum Hotel führte. Mit kräftigem Händedruck und freundlichem Gruß trennten sich beide.

Am anderen Morgen erfuhr Giesing, daß die beiden Damen seines Tisches schon früh aufgebrochen seien, um einen Ausflug nach Arkona zu unternehmen. Der Tag schien ihm fast zu langsam zu vergehen, obgleich er auch ihm allerlei Neues brachte. Mit Interesse besichtigte er auf einem Spaziergang einen jener Brüche, in denen die weltbekannte weiße Kreidemasse gewonnen wird, die die Ostseeinsel berühmt machte. Auch bei der Abendmahlzeit saß Werner Giesing mit dem Herrn allein am Tisch. Unauffällig lenkte er das Gespräch auf die Blinde und erfuhr, daß die beiden Damen wohl schon in den nächsten Tagen abreisen würden; Fräulein Starenberg hätte es vor kurzem angedeutet. Soviel ihm bekannt sei, sagte der Tischgast weiter, müsse die Sängerin an den Proben zu einem in ihrer Heimat stattfindenden Konzert teilnehmen. Giesing bemühte sich, die Erregung zu verbergen, die in ihm bei dieser Nachricht entstand. Doch hätte er sich selbst nach deren Ursache gefragt, so wäre er sich vielleicht eine klare Antwort schuldig geblieben.

Als er dann am anderen Vormittag Lucie und ihre Begleiterin im Hotelgarten traf und begrüßt hatte, fragte er das junge Mädchen, ob sie wohl Lust zu einer Bootsfahrt hätte; das Wasser sei gerade heute ganz still. Freudig bejahte die Gefragte und erklärte sich bereit, sofort nach der Bootsverleihstelle zu gehen. Ein warmes Gefühl der Freude ergriff den jungen Ingenieur, als ihn die Blinde bat, seinen Arm nehmen zu dürfen, damit Lola frei umherlaufen könne, bis man das Boot besteigen werde. Doch am schmalen Boots-

steg angelangt, ließ sich Lucie wieder von ihrem Hund führen, der, wie sie entschuldigend erklärte, sie hier fast sicherer leite als ein Mensch. Schweigend genossen dann beide das leise Wiegen der See, die sonnenbeschienen sich unter einem klarblauen Himmel breitete.

„Nun geht es bald heim und ich muß wieder an die Arbeit denken", sagte Lucie mit einem Tone des Bedauerns. „Da müssen Sie mir aber noch manches erzählen", entgegnete Giesing leise. „Ich weiß doch noch so wenig von Ihnen!" „Was soll ich Ihnen denn erzählen," erwiderte Lucie lachend. „Wird Sie das interessieren, was sich im Kreise meiner 25 Jahre abgespielt hat? Doch, wenn Sie es wollen und ich Ihnen damit eine Freude bereiten kann, will ich gern etwas berichten.

Mein Leben verlief bis zu meinem fünfzehnten Jahr in den für die Tochter einer Kaufmannsfamilie geltenden Bahnen. Dann trat das Ereignis ein, das mir und meinem Leben eine neue Richtung gab. Ich besuchte damals die Tanzstunde und glaubte, in einem Meer des Glückes zu schwimmen. Während eines Balles trat ich erhitzt auf einen am Tanzsaal liegenden Balkon und empfand sofort ein brennendes Gefühl an den Augen, über die die kalte Winterluft strich. Wenige Tage darauf traten die ersten Anzeichen einer Netzhautablösung ein, die mir dann binnen Jahresfrist die Sehkraft gänzlich raubte. Ratlos standen meine Angehörigen da, bis sie auf einen in unserer Stadt wohnenden blinden Musiklehrer aufmerksam gemacht wurden, der uns wohl mit Rat und Tat würde helfen können. Es war ein seltener Glückszufall, daß meine Mutter und ich uns schon bald zu einem Besuch bei diesem Herrn aufmachten. Wir lernten einen prächtigen, lebensstarken Menschen kennen, der mir ein treuer Berater und guter Lehrer wurde. Ich lernte bei ihm das Schreiben und Lesen der Blindenschrift und auch die ebenfalls aus einzelnen Punkten zusammengesetzte Notenschrift, um weiterhin das Klavierspiel pflegen zu können. Und dann machte mich mein Lehrer auf meine Stimme aufmerksam, die vielleicht der Ausbildung wert sei."

Das junge Mädchen machte eine Pause und beugte sich liebkosend zu der schwarzen Hündin nieder, die mit gespannter Aufmerksamkeit im Boot saß und über dessen Rand hinwegschaute.

„Es hört sich jetzt alles so einfach an", so fuhr sie fort, „wenn ich Ihnen erzähle, was bald zehn Jahre zurückliegt. Aber ich kann Ihnen nicht das Maß an Sorgen schildern, das auf mir lastete. Ich wollte etwas erreichen, um nicht für immer in der Familie leben und empfangen zu müssen. Aber ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um vorwärtszukommen. Ich bezog die Hochschule für Musik in Berlin, wohin ich für einige Jahre übersiedelte und bestand die Staatliche Prüfung als Lehrerin für Gesang. Ich war glücklich, eine erste Etappe in dem Kampf um Geltung und Anerkennung erreicht zu haben. Leicht war es nicht gewesen, das können Sie mir glauben; aber dieses ewige

Sichdurchsetzenmüssen hatte mein Selbstvertrauen gestärkt und zuversichtlich ging ich der Zukunft entgegen."

Ein feines, fast etwas spöttisches Lächeln wölbte dann die Lippen der Erzählerin, während sie mit ihrer stillen, wohllautenden Stimme sprach: „In meiner Heimat war durch eine Zeitungsnotiz mein Erfolg bekannt geworden. Schon zwei Tage nach der Rückkehr besuchte mich ein geschäftstüchtiger, redegewandter Herr und stellte sich als Agent für Blindenkonzerte vor. Es war eine jener typischen Erscheinungen, wie sie leider gerade unter dem Deckmantel der Hilfsbereitschaft nicht selten auftauchten. Herr Schanz, so hieß der edle Menschenfreund, legte mir einen fertig ausgearbeiteten Vertrag vor, nach dem ich mich für drei Jahre verpflichten sollte, in Konzerten aufzutreten, die von ihm veranstaltet würden. Als Vergütung wollte mir der Herr Schanz einen gewissen Prozentsatz vom Betrag der im Hausierhandel verkauften Eintrittskarten bewilligen. Der tüchtige Geschäftsmann war erstaunt, aus einigen meiner Fragen entnehmen zu müssen, daß ich ausreichend über das traurige Kapitel der Blindenkonzerte unterrichtet sei. Scheinbar auf sein Angebot eingehend, stellte ich dann einige Bedingungen, die für ihn unannehmbar sein mußten. Doch er ließ nicht locker und gaukelte mir goldene Berge vor. Empört erwiderte ich, meine Kunst stünde mir zu hoch, um durch sie seine Taschen mit Gold zu füllen. Eiligst empfahl sich da der gütige Helfer. — Ich entschloß mich dann, den Beruf der Gesanglehrerin und Konzertsängerin zu ergreifen. Ich wußte wohl, daß ein steiniger Weg gewandert werden müsse. Doch mußte es gewagt werden. Heute kann ich mit gewisser Befriedigung auf meine Arbeit zurückblicken.

Aber ich habe ja schon so viel gesprochen, Herr Giesing, vielleicht haben Sie garnicht mehr zugehört?"

Der junge Ingenieur, der zuerst fleißig die Ruder gebrauchte, hatte sich dann still hingesetzt. Mit ernstem Blick lauschte er den Worten der jungen Blinden, die hier vor ihm ihr Leben, ein fremdes Leben für ihn, enthüllte. Von einem Gefühl der Achtung geleitet, ergriff er ihre Hand und führte sie an die Lippen. Beide schwiegen und lauschten dem leisen Plätschern der Wellen am Rand des Bootes. Dann ergriff Werner Giesing wieder die Ruder und brachte das Boot an den Landeplatz zurück. Als der Heimweg sie an einer Blumenhalle vorbeiführte, überreichte er ihr einen Strauß roter duftender Rosen.

Mit schmerzlichem Bedauern empfand Giesing die Tatsache, daß dieser Mensch, der ihm in den wenigen Tagen schon so viel gegeben hatte, bald diesen stillen Platz verlassen werde.

Am folgenden Tage hatte er noch einmal Gelegenheit, mit Lucie Starenberg zusammen zu sein. Sie wanderten die Uferpromenade entlang zwischen See und Steilküste. Sinnend schritten beide dahin und genossen in vollen Zügen

die klare Luft, die mit einer frischen Brise von Osten wehte. Am Ende der Promenade, die nur noch von wenigen Kurgästen begangen war, lud eine Bank zum Sitzen ein. Giesing erfuhr nun auf seine Frage, daß Lucie Starenberg am nächsten Tage in der Frühe abreisen müsse.

„Es fällt mir schwer," fuhr sie fort, „schwerer als ich bei der Ankunft geahnt habe." Eine feine Röte färbte ihre Wangen bei diesen Worten und sie ließ ihm willig ihre Hand.

„Sie haben mir in diesen kurzen Tagen viel gegeben, Lucia!", sagte er; „ich muß Ihnen dankbar sein. Können wir uns wohl später einmal wieder begegnen? Ich würde mich unendlich darüber freuen." Lucie schwieg. Sollte sie die Erfüllung seines Wunsches in Aussicht stellen? „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wer kann über seinen Lebensweg bestimmen?" Ihre Stimme zitterte leicht bei diesen Worten. Dann schwiegen sie wieder und nur die ineinander liegenden Hände redeten eine beiden verständliche Sprache.

Da stellte sich Lola mit schmalen Füßen auf die Knie ihrer Herrin, wie um ihr Eigentum zu schützen. Wollte sich da ein Dritter zwischen sie und das Wesen drängen, an dem sie hing mit der ganzen Glut ihres kleinen Herzens?

Lucie fühlte das heiße Drängen dieser kleinen Seele, die mit stummer und ihr doch so verständlicher Sprache zu ihr redete und bat und bettelte. Es wallte heiß in ihr auf. Sie löste ihre Hand aus der Giesings und ergriff mit beiden Händen den warmen, weichen Kopf ihres zweiten Ich, um ihn mit kosenden Worten an die Brust zu drücken. Einen Freudenlaut, einen von wilder ungebändigter Lust erfüllten Schrei ausstoßend, sprang die Hündin hoch. War sie Siegerin geblieben?

# Eine harte Lehre

Gepriesen sei der Mann, der seine Arbeit gefunden hat;
er verlange nicht nach größerem Glück!
Carlyle

Heulend pfeift die Sirene vom Turm des großen Maschinenhauses, von dem die Kraft nach allen Teilen des weitverzweigten Industriegeländes ausstrahlt. Sie kündigt der fleißig schaffenden Gefolgschaft die Frühstückspause an. Langsam erstarrt der surrende, stampfende, pochende, knatternde Lärm der Maschinen. Da und dort öffnen sich Tore und Türen und die Arbeitsmänner treten aus den Hallen heraus, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen. Auch in dem ganz nach neuzeitlichen Grundsätzen gebauten Verwaltungsgebäude sieht man die Angestellten an die offenen Fenster und auf einige Balkons treten; denn auch sie freuen sich der vom Architekten so mit rechter Menschenkenntnis geschaffenen Möglichkeit, das vom starren Blick auf den Schreibtisch ermüdete Auge kurze Zeit in die Ferne schweifen zu lassen. Sie genießen mit Behagen, daß nun auch das weite Gelände, in dem Werk- und Lagerhallen, Verwaltungsgebäude und andere Baulichkeiten verstreut liegen, da und dort, wo es nur angängig war, durch grüne Pflanzungen ein frohes Bild erhalten hat. Der Besuch des Obmanns des Reichsamts „Schönheit der Arbeit" hat doch einen heilsamen Einfluß ausgeübt, so mag wohl mancher denken. Früher glaubte jeder, daß dort, wo Lärm, Ruß und Rauch entstehen, eine Grünpflanzung oder ein kleiner Schmuckplatz nicht am rechten Orte wären. Und heute, wo der Leiter des Amtes in einer von warmer Menschenliebe getragenen Ansprache vor der Gefolgschaft darlegte, daß beides sehr wohl vereinbar sei — heute ist es auf einmal möglich geworden!

Soeben humpelt der Pförtner, ein beinamputierter Schwerkriegsbeschädigter, langsam aber doch eifrig aus seinem an dem großen Einfahrtstor stehenden Häuschen hinaus; denn von ferne hörte sein aufmerksames Ohr das Hupensignal des Privatwagens seines Chefs, des Fabrikbesitzers Hans Verus. Am Tor stehend grüßt er den Fabrikherrn, der ihm mit freundlichem Kopfnicken und dem deutschen Gruß dankt. Der Wagen biegt um die Ecke und hält vor dem Verwaltungsgebäude, während der Pförtner langsam wieder an seinen Posten geht. Einen Augenblick schweifen seine Gedanken zurück. Nicht immer waren die Mienen des alten Verus bei der Einfahrt in die Fabrik so froh und zufrieden gewesen. Besonders damals, es mag wohl schon vier Jahre zurückliegen, war sein Gesicht oft mit dem Ausdruck tiefen Kummers bedeckt. Er hatte einmal in einigen ruhigen Minuten dem vertrauten Pförtner sein Herz geöffnet. — „Wie ist das nur möglich," so sagte er, „daß mich meine Leute nicht verstehen wollen. Ich will doch alles gern und mit Liebe tun, was ihnen die Arbeit in meinem Werk angenehm und froh macht. Aber was erntete ich für alle meine Bemühungen, für die Einrichtung der Duschräume, für den

Bau der schmucken Siedlung, für die Gründung der Kantine, zu der das Werk jährlich Tausende von Mark als Beihilfe zur Lieferung billigen Essens gibt? In der letzten Versammlung im Gewerkschaftshaus wurde von meinen eigenen Leuten behauptet, ich hätte doch nur alles geschaffen, um noch mehr aus dem Schweiß der Arbeiter herausquetschen zu können." Der Pförtner Mersmann hatte versucht, ihn zu trösten; es war ein schwacher Versuch gewesen. Ein das Fabrikgelände verlassender Schlepper, der zwei schwere mit Erzeugnissen beladene Wagen zog, riß ihn aus seinen Gedanken.

Unterdessen war Herr Verus in sein Arbeitszimmer gelangt, wo ihn sein Privatsekretär mit den neuesten Tagesvorgängen und einem Stoß wichtiger Postsachen empfing. Als vordringlich bezeichnete er ein Schriftstück der Hauptfürsorgestelle, Abt. Vermittlung für Schwerbeschädigte. Diese hätte, so ergänzte der Sekretär, auch schon angerufen und mitgeteilt, daß der in dem Brief genannte erblindete Dr. iur. Friedrich Kersten heute zur Rücksprache kommen werde. Schweigen. Ein Blinder? — Dieser Gedanke durchzuckte zweifelsohne das Gehirn des Herrn Verus. Ein Blinder? Was soll denn der hier in meinem Betrieb? Sinnend blickte er vor sich hin; sah er vielleicht jenen Streichholzhändler, der täglich an einer Straßenecke stand, wo sein Wagen so oft durch das Sperrzeichen einer Verkehrslampe unfreiwillig zum Halten gezwungen wurde? Wo hatte er sonst Blinde gesehen? Und doch stand in der kleinen Aufklärungsschrift, welche die Hauptfürsorgestelle ihrem Schreiben beigelegt hatte, daß blinde Akademiker bereits in zahlreichen öffentlichen und privaten Betrieben tätig seien in volkswirtschaftlichen und statistischen Abteilungen, daß zwei Blinde Schriftleiter der von zwei großen Werken wöchentlich für die Gefolgschaft herausgegebenen Werkzeitungen wären und daß auch ein durch einen Betriebsunfall erblindeter Bergschüler seit vielen Jahren mit bestem Erfolg und zur größten Zufriedenheit der Knappschaftsberufsgenossenschaft als Sekretär selbständig die Auskunftsabteilung der Genossenschaft leite. Dieser kurze Hinweis in der Drucksache endigte mit den Worten, daß insgesamt über 200 erblindete Akademiker heute bereits im Erwerbsleben stünden; die meisten von ihnen seien sogenannte Späterblindete, d. h. sie wären erst nach dem 21. Lebensjahr erblindet durch Unfall, Infektionskrankheit, Unvorsichtigkeit oder andere Ursachen. In Klammern stand dann noch, daß die vielfach verbreitete Annahme, es seien alle blinden Volksgenossen geburtsblind oder gar durch Vererbung erblindet, ganz falsch wäre.

„Ist es denn möglich," so wandte sich der Fabrikherr an seinen Sekretär und wies auf diese Drucksache hin, „ich glaubte doch immer, daß alle Blinden erbkrank und schon von Geburt an blind wären. Nun, es ist doch wohl anzunehmen, daß diese amtliche Stelle endlich mal das Richtige sagt. Aber immerhin, was soll ich mit einem Blinden in meinem Betrieb, der doch modern und auf schnellster Arbeitsleistung aufgebaut ist; da kann ein Blinder unmöglich mit-

kommen. Nein, lieber Thürmer, da ist nichts zu machen. Fertigen Sie bitte den jungen Mann gleich selbst ab. Ich bin heute wirklich nicht in Stimmung, mich damit zu befassen."

Lautlosen Schrittes verläßt der Sekretär das Privatbüro. Ihm ist nicht recht behaglich zumute. Freilich, er hat seinem Chef ja noch niemals gesagt, daß sein Vetter vor einigen Jahren als Sekundaner durch einen Steinwurf das eine Auge verlor und daß in kurzer Zeit das andere gleichfalls erblindete. Walter und seine Eltern waren damals fast zusammengebrochen. Aber, wie war es doch gekommen? Schon nach drei Jahren hatte sein Vetter das Abiturium auf einer besonderen Studienanstalt für Blinde gemacht und anschließend sofort die Universität in Marburg bezogen, um das philologische Studium aufzunehmen. Der Sekretär kämpfte mit sich, ob er nicht seinem Chef diese Tatsache mitteilen und ihn dadurch veranlassen könne, wenigstens den angemeldeten Dr. Kersten zu empfangen. Schon stand er auf, um mit zagendem Herzen seinen Chef aufzusuchen, als er durch das Eintreten des Personalchefs in der Ausführung seines Vorhabens verhindert wurde. Es folgte eine längere Besprechung, und die Zeit verstrich allzu schnell. Schon meldete der Empfangsdienst, daß ein Blinder Herrn Verus sprechen wolle. Der Empfangsdienst legte eine eigentümliche Betonung in das Wort „Blinder"; war es ihm doch in seiner langjährigen Arbeitszeit an diesem Platz noch niemals vorgekommen, daß ein „Blinder" zu Herrn Verus kam. Was wollte denn der hier? Etwa eine Bettelei? Doch dafür sah er zu anständig aus. Sekretär Thürmer ging schnell an die Tür und bat Dr. Kersten, denn dieser war es, einzutreten. Mit sicherem Schritt, von einem jungen, freundlichen Mädchen begleitet, betrat Dr. Kersten den Raum, grüßte höflich und bat unter Hinweis auf die Nachricht der Fürsorgestelle, Herrn Verus sprechen zu dürfen. Der Sekretär lud ihn zum Sitzen ein und beobachtete dabei unauffällig, aber doch genau das Benehmen seines Besuchers. Er sah, wie die Begleiterin mit leichter Bewegung die Hand des Blinden an die Stuhllehne legte, sodaß dieser sofort richtig dessen Stellung erkannte. Dr. Kersten eröffnete die Aussprache, legte kurz den Werdegang seiner Ausbildung dar und übergab dem Sekretär einige Schriftstücke. Das eine war eine Abschrift des Abiturientenzeugnisses, das andere enthielt die Empfehlung eines Universitätsprofessors, bei dem Dr. Kersten vor einem Jahre zum Doktor der Rechte promoviert hatte. Sodann befand sich noch das Zeugnis eines Vereins für Waisenfürsorge dabei, in dessen Geschäftsstelle der Bewerber ein halbes Jahr ohne Entschädigung tätig gewesen war. Der Sekretär las aufmerksam die Schreiben durch, deren Inhalt ausnahmslos ein günstiges Bild über den Bewerber gab. In seinem Innern spielte sich ein harter Kampf ab. Sollte er diesem jungen Menschen, der hier kerngesund mit frischer Gesichtsfarbe und so korrekter, aber keinesfalls steifer Haltung vor ihm saß, gleich die von dem Chef gewünschte Absage ins Gesicht werfen? Er mußte Zeit

gewinnen. Auf seine Frage berichtete Dr. Kersten, daß er kurz nach dem Abiturientenexamen das Augenlicht verloren hätte; sein Vater wäre Besitzer eines Gartengrundstückes, auf dem er zur geistigen Entspannung nach dem schweren Examen sich mit dem Anstreichen eines neugebauten Kleintierstalles beschäftigt habe. Er sei dabei ausgeglitten und von dem gerade mit Farbe vollgefüllten Pinsel seien Spritzer ins Gesicht und in die Augen gekommen. Die giftige Bleiweißfarbe hätte die Sehkraft beider Augen zerstört. Von mehreren Augenärzten wäre ihm die Aussichtslosigkeit der Heilung erklärt worden und er hätte sich dann mit seinem Schicksal abgefunden. Da ihm von Haus aus genügend Mittel zur Verfügung gestanden, konnte er das Studium absolvieren. Er hätte selbst auf der Schreibtafel für die Blindenschrift die erforderlichen Notizen in den Vorlesungen gemacht und ausgearbeitet. Das Studium sei zwar umständlicher und anstrengender gewesen; er hätte es aber doch in der gleichen Zeit wie die sehenden Studiengefährten zum Dr. iur. gebracht. Und nun habe er nur den sehnlichsten Wunsch, die erworbenen Kenntnisse nutzbringend und an einer seinen Leistungsfähigkeiten entsprechenden Stelle verwerten zu können. Er glaube, aufgrund der an anderen Stellen mit erblindeten Akademikern gemachten Erfahrungen mit Bestimmtheit versichern zu dürfen, daß er beispielsweise in der volkswirtschaftlichen Abteilung dieses Werkes einen entsprechenden Arbeitsplatz würde finden können. Der Vertreter der Hauptfürsorgestelle hätte ihm berichtet, daß hier ein großes Zeitungsarchiv sei, daß außerdem von dem Werk regelmäßig Veröffentlichungen für eine Korrespondenz herausgegeben würden und daß außerdem in der gleichen Abteilung die Rechtsberatungsstelle für die persönlichen Fragen der Gefolgschaft sich befände. Kurzum, in einer der Abteilungen, vielleicht auch in der Auskunftsabteilung für soziale Angelegenheiten, würde sich doch wohl ein Platz für ihn finden lassen.

Verzweifelt rückte Sekretär Thürmer auf seinem Stuhl hin und her, nach einem Ausweg suchend. Endlich hatte er sich zu einem Entschluß durchgerungen. Zum ersten Male in seinem Leben wollte er es wagen, sich nicht bedingungslos an die Anordnung seines Chefs zu halten. Er bat Dr. Kersten, einen Augenblick zu warten und begab sich in das Zimmer des Herrn Verus.

Dieser war gerade mit der Durchsicht eines neuen Konstruktionsentwurfs beschäftigt und über die Störung nicht sonderlich erfreut. Etwas stockend begann der Sekretär und bat seinen Chef, doch den jungen Dr. Kersten selbst einmal zu empfangen. „Ich habe Ihnen doch erklärt, daß ich nicht selbst mit dem Blinden sprechen will; ich kann diesen starren Blick, diese unbeholfene Haltung nicht ertragen!"

Entschlossen auf das Ganze gehend, blieb Sekretär Thürmer stehen und bat mit nunmehr sicher gewordener Stimme: „Herr Verus, darf ich ganz offen zu Ihnen sprechen. Der Nationalsozialismus vertritt doch den Standpunkt, daß auch die letzte Arbeitskraft im Staat ausgenutzt werden muß zum Besten

des Volkes, der Gemeinschaft. Wertvolle Arbeit gibt auch dem Leben des Blinden erst den rechten Inhalt; auch die Blinden fühlen so wie Sie und ich." Der Sekretär hielt inne. „Sie mögen recht haben," sagte Herr Verus und lehnte sich fast unwillig in seinen Sessel zurück, „aber man kann nicht aus seiner Haut heraus. Ich will lieber dem jungen Herrn eine Unterstützung zukommen lassen. Aber lassen Sie mich mit dieser Angelegenheit in Ruhe. Es gibt doch noch viele Betriebe in unserer Stadt, wo der Blinde unterkommen könnte." Die letzten Worte waren fast gereizt gesprochen worden, sodaß Sekretär Thürmer seinen Kampf als verloren ansehen mußte. Gesenkten Kopfes schritt er zur Tür und nahm wieder dem Wartenden gegenüber am Schreibtisch Platz.

Leise erklärte er, daß der Betrieb nicht die Einstellung eines Blinden in den erwähnten Abteilungen gestatte. Herr Verus bedauere, dem Antrag nicht entsprechen zu können. Vielleicht böte sich später einmal Gelegenheit hierzu. Als Dr. Kersten, dessen Miene beim Eintreten den Ausdruck freudigster Erwartung gezeigt hatte, nunmehr mit betrübtem Gesicht nochmals versuchte, die Arbeitsweise des blinden Geistesarbeiters darzulegen, der doch mit Unterstützung einer billigen Hilfskraft fast das gleiche wie sein sehender Arbeitskamerad zu leisten vermöge, hatte er auch auf diesen Einwand hin nur eine bedauernde, aber doch unmißverständliche Antwort. Mit höflichem Gruß reichte Dr. Kersten dem Sekretär die Hand und verließ das Zimmer. Thürmer beobachtete, am Fenster stehend, wie der junge Mann mit flottem, elastischem Schritt über den weiten Hof ging. Einen Augenblick blieb er stehen; scheinbar erklärte ihm seine Begleiterin die Anordnung der in weiter Runde liegenden Gebäude. Dann war er verschwunden. — —

Einige Monate waren vergangen. Herr Verus hatte mit seiner Familie die Sommerreise angetreten, die sie im Kraftwagen an die Ostsee führen sollte. Er, seine Frau und die Tochter saßen im Innern der schönen Limousine, während sein Sohn, der im Konstruktionsbüro eines Geschäftsfreundes tätig war, den Wagen steuerte. War das ein seltener Genuß, einmal so ganz losgelöst von den Sorgen des Alltags durch die herrliche Sommerlandschaft fahren zu können! Dieser neue Mercedes-Benz lief aber auch gar zu schön. Die Straße ließ zwar mancherlei zu wünschen übrig, aber im nächsten Jahr würde man wohl auf der neuen Reichsautobahn entlangfegen können. Das würde eine Zeitersparnis von mindestens 50 Prozent bedeuten. Dort in der Ferne — sein Blick schweifte nach rechts — konnte man das Barackenlager der Autobahner sehen. Ein schrilles Kreischen der Bremse, dem ein Sprung des Wagens folgte, unterbrach jäh seine Gedanken. Schon war es zu spät. Eine Vertiefung in der Straßenschotterung, in die das rechte Vorderrad geraten war, hatte den Wagen aus seiner Richtung gerissen und gegen einen Baum anprallen lassen. Splitterndes Glas und ein heftiger Stoß nahmen den Insassen einen Augenblick den Über-

blick und das Bewußtsein. Doch — der Wagen stand; die kräftige Stoßstange hatte den Anprall glücklich gemildert. Herr Verus und die beiden Damen waren, von einigen Hautabschürfungen abgesehen, mit dem Schrecken davongekommen.

Aber was war das mit Joachim? Mit einem lauten Schrei hielt er die Hände vor das Gesicht. Herr Verus sprang aus dem Wagen und kam zu Hilfe. Mit furchtbarem Entsetzen sah er, wie zwischen den Fingern Blut hervorquoll und daß Körper und Sitz mit den Splittern der Windschutzscheibe bedeckt waren. Er zog den Aufstöhnenden von dem Führersitz herab, der noch immer mit den Händen die Augen bedeckte. Angstvoll riefen die beiden Damen, was geschehen sei und bekamen nur die gequälte Antwort: „Meine Augen, meine Augen!" Mit dem im Wagen vorhandenen Verbandszeug versuchten die Eltern, das Blut vom Gesicht ihres Sohnes zu entfernen, den sie sorgsam an den grasbewachsenen Straßenrand gesetzt hatten. „Ich kann nicht sehen," sagte Joachim mit tränenerstickter Stimme, „das Blut verdeckt meine Augen, ich kann nicht sehen." Hilflos knieten die Eltern neben ihrem Kinde. Wasser war nicht zur Hand und so konnte man das immer noch aus den Schnittwunden quellende Blut nicht stillen.

Ein vorbeifahrender Wagen sah das verunglückte Auto und hielt an. Schnell brachte man den jungen Mann in die nahe Kreisstadt in das Krankenhaus. Ein rasch hinzugezogener Augenarzt stellte im Operationssaal fest, daß die in beide Augen eingedrungenen Glassplitter die Augäpfel vollkommen zerstört hatten. Den in banger Ungeduld im Wartezimmer sitzenden Angehörigen teilte er mit schonender Stimme seine Wahrnehmung mit und bat sie, ihr Kind nicht durch den eigenen Kummer zu noch größerer Verzweiflung kommen zu lassen. Herr Verus und seine Frau — die Tochter war bei dem verunglückten Wagen zurückgeblieben — saßen gebrochen auf den Stühlen. Als ihr Sohn dann in dem stillen, kühlen Zimmer gebettet lag, durften sie ihn besuchen. Das Gesicht war fast vollkommen verbunden; doch er war bei Bewußtsein. Müde kam die Frage von seinen Lippen: „Was hat der Arzt gesagt?" Herr Verus fand zuerst die Sprache wieder und sagte leise: „Er meint, daß Deine Augen verletzt wären; Du würdest aber nicht an der Sehkraft leiden." Die Mutter schluchzte leise auf, sie wußte ja Schlimmeres.

Nach einigen Tagen war der Verunglückte transportfähig und wurde in die Klinik eines Augenspezialisten am Wohnort der Eltern überführt. Doch auch dessen Kunst versagte. Als nach mehreren Wochen der Verband ganz abgenommen werden konnte, sagte man dem Erblindeten schonend die Wahrheit. Er nahm das, was ihm noch vor einem Jahr als unerträglich erschienen wäre, mit stiller Beherrschung auf. Seine Eltern, die einen Ausbruch der Verzweiflung bei ihm befürchtet hatten, standen vor einem Rätsel, als sie ihr geliebtes Kind bei dem nächsten Besuch gefaßt und ruhig antrafen. Die Pflegeschwester sagte

ihnen bald die Lösung des Rätsels. „Ich war vor mehreren Jahren," so berichtete ihnen Schwester Hanna, „in einer Augenklinik tätig, in die eines Tages ein durch Unfall erblindeter Jüngling eingeliefert wurde. Wenn ich mich recht entsinne, war ihm giftige Farbe in die Augen gespritzt, als er beim Anstreichen eines Gartenhauses ausglitt. Ich habe den jungen Mann vor etwa zwei Jahren wieder getroffen. Er erzählte mir von seinem erfolgreichen Lebenswege. Und davon, liebe gnädige Frau, habe ich Ihrem Sohn berichtet. Ich kann Ihnen versichern, daß Ihr Joachim von diesem Tage an wie ein Verwandelter war. Er fragte mich, ob auch er studieren könne, wie jener andere blinde, junge Mann, da er ja seinen Beruf als Ingenieur nicht mehr würde ausüben können. Ich sprach ihm Mut zu und brachte ihm dann noch einige Schriften, die ich mir in einem Blindenverband geholt hatte; auch in diesen fanden wir beide beim Lesen immer wieder neue Kraft und neuen Mut." Die Eltern sahen sich fragend an. War auch in ihrem Innern eine Wandlung vor sich gegangen? — —

Bald darauf überraschte Herr Verus seinen Sekretär mit der Aufforderung, den erblindeten Dr. Kersten nochmals zur Rücksprache kommen zu lassen. In dem Zeitungsarchiv und der Redaktion der Werkzeitung war ein Platz für einen Erblindeten auf einmal frei geworden.

# Der Weg der Carola Wittmann

Den Menschen macht sein Wille groß und klein.
Schiller

Das pommersche Bauerndorf Groß-Barnikow liegt etwa eine Wegstunde vom Kreisstädtchen entfernt. Stadt und Dorf verbindet eine wohlgepflegte Landstraße; sie führt mitten durch jene anmutige Gegend der sonst nicht so reizvollen Provinz. Leichte Hügelketten verleihen dem Gelände einen abwechslungsreichen Charakter. Da und dort leuchtet ein See zwischen Wäldern und Wiesen. In frischem Grün prangen die Apfelbäume längs der Straße. Es ist noch jene Zeit, da hier das Automobil eine Seltenheit darstellt und nicht durch eine graue Staubfahne Mensch, Tier und Pflanze mit einer dicken, atembeklemmenden Staubschicht bedeckt. Ein Kilometer ist noch ein Kilometer und eine Meile noch eine Meile, und zu beiden benötigen der Wanderer oder das gemütlich rumpelnde Bauernwägelchen die gleiche Zeit wie die Väter und Großväter der jetzigen Bewohner. Ja, um die Wende des Jahrhunderts war es recht still in diesem Winkel unseres Vaterlands, in Hinterpommern. Man sprach gern von ihm mit einer gewissen herablassenden Wendung. Und doch barg es in seinen Menschen, Feldern, Wiesen, Weiden und Wäldern manch kostbaren Schatz, der in jeder Generation, in jeder neuen Fruchtfolge, in jedem frischen Blühen neu gehoben wurde. Ein Menschenschlag, still, etwas schwerfällig, aber arbeitsfroh und anspruchslos, bewohnte die Dörfer. Das Althergebrachte wurde gepflegt, bildete die Richtschnur des täglichen Lebens. Schlug etwas aus der Art, so mußte es sich erst sein Feld erobern, sich Geltung verschaffen oder — es ging zu Grunde. Denn das schwere bäuerliche Blut war nicht so schnell bereit, etwas Andersartiges anzustaunen, zu begrüßen und urteilslos aufzunehmen. Das harte Leben wollte erkämpft sein, und wem das nicht möglich war, der konnte sich nicht durchsetzen. Zu leicht kam er in Gefahr, als ein lästiger Kostgänger angesehen und wohl auch behandelt zu werden.

Diese alte Erfahrung, daß Beachtung und Achtung oft erst in zähem Ringen erworben werden müssen, besonders dann, wenn es der häßlichen Macht der Vorurteile gilt — diese Erfahrung machte auch einst die junge Carola Wittmann. Und wie sie diesen Kampf siegreich bestand, das soll hier berichtet werden, schlicht und einfach, so wie sie es uns vor Jahren erzählte.

Unter den bäuerlichen Besitzern in Groß-Barnikow nahm die Familie Wittmann eine angesehene Stellung ein. Die Kirchenbücher wiesen nach, daß die Familie schon fast 150 Jahre ansäßig war. Die Vorfahren wanderten damals vom Westen her ein. Regelmäßig erschien wieder der Name der Familie unter den Männern, die als Dorfschulzen oder Gemeindevertreter die Sorgen für das Wohl und Wehe der Dorfschaft trugen. Aber auch mancher Sohn war hinausgewandert, hatte das Lehrerseminar in der Kreisstadt besucht oder gar

einen gelehrten Beruf als Arzt oder Beamter in königlichen Diensten ergriffen. Mit Stolz nannte man diese, wenn sie da und dort in der Öffentlichkeit auftauchten und gebührende Erwähnung im Kreisblatt fanden. Ja, es war ein kerngesundes, starkes Bauerngeschlecht, diese Wittmanns, bewußt seines Wertes. Der Wohlstand hatte sich im Laufe der Jahrzehnte sichtlich vermehrt; Fortschritt und Neuerungen waren zu ihrem Recht gekommen. Die landwirtschaftlichen Ausstellungen des Kreisvereins boten willkommene Gelegenheiten, die eigenen Erzeugnisse an Vieh und Pflanzen zu zeigen und auch selbst wieder diese und jene Anregung mitzunehmen. Zum ersten Male hatte es dann der jetzige Besitzer des Hofes, Gottlieb Wittmann, gewagt, sich an einer großen Schau in Stettin zu beteiligen. Eine Plakette und eine in schöner Schrift ausgefertigte „Lobende Anerkennung" waren das erfreuliche Ergebnis des mutigen Schrittes gewesen. Beide hingen in der guten Stube und fanden stets gebührende Beachtung bei Gästen und Freunden.

Zufrieden sah der behäbige Bauer auf die Früchte seiner Arbeit; er hatte sich seiner Väter und Vorväter würdig gezeigt. Und für einen guten Erbgang, wie ihn die Familienüberlieferung fordern durfte, war auch durch ihn und seine wackere Martha Sorge getragen worden. Drei gesunde, stramme Buben und zwei kräftige Mädel waren der Ehe entsprossen. Heinrich, der älteste, hatte bereits die Lehrgänge der landwirtschaftlichen Winterschule besucht und arbeitete wie Paul und Fritz, seine Brüder, auf dem väterlichen Besitz. Die beiden Mädchen, Carola und Lisbeth, bevölkerten noch das alte Schulhaus, in dem der Lehrer Bornemann schon lange seines Amtes waltete. Sie waren beide fleißige Schülerinnen, die sich mit Ernst das Wissen aneigneten, das ihnen ihr Lehrer in seiner gewissenhaften, oft etwas umständlichen Weise bieten konnte. Besonders Carola erfreute sich einer freundschaftlichen Beliebtheit bei ihren kleinen und großen Mitschülern. Sie hatte eine beglückende Gabe, durch ihr Wesen da und dort die Liebe und Achtung bei den Kindern zu gewinnen. Auch die wilde Schar der Jungen machte gar oft Halt vor ihr, wenn sie sich mit blitzenden Augen vor ein Kind stellte, das aus irgend einem Grunde den Spott der anderen hervorgerufen hatte. Denn so ist ja die Jugend! Das Schwache und Wehrlose fordert zu leicht zum Angriff und bitteren Spiel heraus. Erschien aber die mutige Carry, so wichen auch die dreistesten Buben zurück und ließen sich sogar von ihr eine Zurechtweisung gefallen. Denn beim Spiel und auf der Schulbank bewies sie ihnen doch, daß in ihr mehr war als ein lauter Mund oder eine kleine Faust.

Auffallend an ihr war ja auch schon dieser fremde Name, so ganz ungebräuchlich in der Gegend und unter den bäuerlichen Familien. Aber ihre Eltern hatten gern den Wunsch der amerikanischen Tante Carola erfüllt, die damals bei der Taufe ihrer ersten Tochter die Patenschaft übernahm. Sie war die Witwe eines Sohnes der Familie, der sich als Arzt in der neuen Welt einen

schönen Wirkungskreis geschaffen hatte. Als ihn eine ansteckende Krankheit hinwegraffte, siedelte seine Frau mit den zwei Kindern nach Deutschland über, um diese in der Heimat ihres Mannes aufwachsen zu lassen. So kam die kleine Carola Wittmann zu ihrem Namen, der aber zumeist in die in Amerika übliche Koseform Carry verwandelt wurde.

In dem wettergebräunten, harten Gesicht des Bauern erschien immer ein stilles Leuchten, wenn er Carry beobachtete. War sie wohl sein heimlicher Liebling? Sie hatte ja auch in ihrer Art etwas Anderes als die Mädchen sonst, etwas Gewandteres und Schnelleres im Denken und Handeln. Wie gern gingen Vater und Tochter gemeinsam auf die Felder oder durch die Ställe. Mutig war Carry einmal einem jungen Bullen entgegengetreten und hatte ihn mit erhobener Peitsche auf den Hof zurückgejagt, als er in wildem Übermut aus dem Stall ausgebrochen war. Das hatte sich schnell im Dorf herumgesprochen. Lehrer Bornemann unterließ es als guter Erzieher nicht, den Mut der kleinen Wittmann gebührend als schönes Beispiel den anderen Kindern vorzustellen.

Und als dann für Carry der Tag der Schulentlassung kam und der gestrenge Herr Kreisschulinspektor mit salbungsvollen Worten der Jugend manchen guten Rat auf den Weg gab, überreichte er ihr als der besten Schülerin eine Prämie, ein kleines Buch. Es enthielt Erzählungen und Sagen aus der Heimat. — —

Ein Jahr froher Sorglosigkeit war vergangen. Zum Osterfest kam ein Vetter zu Besuch. Er hatte ein Tesching mitgebracht, mit dem man ganz ausgezeichnet nach Sperlingen schießen konnte. Diese vermehrten sich ja jährlich in schier unheimlicher Fülle und plünderten die Obstgärten. Auch Carry lernte, mit dem kleinen Gewehr umzugehen. So stand sie wieder eines Tages mit dem Vetter im Garten. Ernst schlug vor, nach der Scheibe zu schießen und Carry eilte in ein kleines Gartenhaus, um ein passendes Brett zu holen. Während sie suchte, erblickte Ernst auf dem Brunnenrohr zwei Sperlinge. Schnell legte er an und schoß. Im selben Augenblick ertönte aus dem Eingang des Gartenhauses ein erschütternder Schrei. Ernst lief die wenigen Schritte hin und sah seine Base zitternd an die Wand gelehnt stehen. Auf ihrem Gesicht standen einige Blutströpfchen, mit den Händen verdeckte sie die Augen. Sie stöhnte leise.

Der Schrei hatte Frau Wittmann aus dem Hause gerufen. Sie trug mit starken Armen ihr Kind in das Zimmer und legte es auf das Sofa. Ernst erzählte dann, als man der Verletzten kühlende Umschläge auf die Augen gelegt hatte, den Hergang. Vater Wittmann untersuchte das nur wenige Schritte vom Gartenhaus stehende Brunnenrohr. Er fand, daß von dem an seinem oberen Ende befindlichen Eisenring einige der kleinen Schrotkörnchen abgeprallt und so ganz schräg in den offenen Eingang des Häuschens geflogen sein mußten. Carry war in diesem Augenblick im Begriff, aus dem Eingang herauszutreten; ihr Vetter hatte sie nicht sehen können.

Am Nachmittag traf der Augenarzt ein. Die Untersuchung ergab, daß beide Augäpfel durch die eingedrungenen Schrotkörnchen zerstört waren. Mit schonenden und zugleich ermutigenden Worten teilte Dr. Busch den bangenden Eltern das Ergebnis seiner Untersuchung mit. Es sei, so müsse er leider sagen, kaum Aussicht vorhanden, daß ihr Kind jemals wieder würde sehen können. Er hätte vor kurzer Zeit einen ähnlichen Fall gehabt. Da es schon spät am Abend war, fuhr Dr. Busch bald heim und versprach, in zwei Tagen wiederzukommen. — — —

Etwas Unsichtbares wie eine schwere, dunkle Wolke hatte sich über den Wittmannschen Hof gelegt. Es schien, als ob die Bewohner des Hauses eine Last zu tragen hätten, die sie an der freien Bewegung, am lauten Sprechen, am Lachen hinderte. Ja, was war denn das auch, die Blindheit? Was wußte man mehr davon, als daß der Blinde nichts mehr sähe, nicht die Sonne, das Vieh, den Acker, die Wiese, und daß er ein bedauernswerter, hilfloser Mensch wäre, dem überall geholfen werden müsse. Er könne wohl auch kaum allein gehen? Und wie sei das mit dem Essen und dem Anziehen? Was könne der Blinde überhaupt machen? Halt, da war ja vor Jahren immer der blinde Mann gekommen, der mit allerlei Kurzwaren handelte. Ein junges Mädel, wohl seine Tochter, führte ihn. Nun ja, dazu langte es wohl noch, zum Hausieren. Man konnte sich auch noch erinnern, daß einmal zwei Blinde im Dorfgasthaus ein Konzert gaben. Der eine sang, der andere spielte Klavier. Hübsch war das gewesen. Nur die Frau, wohl die Veranstalterin, war so häßlich, so böse. Der Wirt hatte erzählt, daß die Frau nach dem Abend mit den beiden Blinden einen lauten Lärm gemacht hätte wegen des Geldes, sie wollte wohl die Blinden betrügen. Auch im Schullesebuch stand eine Erzählung von dem Blinden, der mit seinem Hund bettelnd herumzog. Der kluge Pudel trug den Hut des Mannes, wenn dieser auf der Drehorgel spielte. Aber Carry würde ja vor solcher Not geschützt bleiben. Sie könnte ja immer auf dem Hof wohnen, das sei ja schon viel wert. Es müsse im Testament bestimmt werden, daß das arme Kind lebenslänglich Wohnrecht hätte.

Und Carry? Sie lag still im Bett. Auch ihr hatte Dr. Busch gesagt, daß kaum eine Hoffnung vorhanden sei, wieder sehend zu werden. Er ergriff dabei ihre kleine, kalte Hand und sagte mit freundlicher Stimme: „Ich hörte, Du warst die Beste in der Schule, liebes Kind. Du wirst auch weiter Deinen Weg finden; verzage nur nicht! Dein Wille muß stark, Dein Glaube unerschütterlich bleiben. Ich werde Dir, wenn ich wiederkomme, ein kleines Buch bringen, aus dem Dir Deine Mutter vorlesen soll. Da wirst Du hören, daß viele Menschen auch Gutes und Schönes geleistet haben, ohne sehen zu können. Dann strich Dr. Busch mit leiser Hand über das weiche Kindergesicht.

Carry blieb allein. Ihre Gedanken kehrten immer wieder zurück zu dem Augenblick, als sie zum letzten Male das Licht erblickte. Sie wollte gerade aus

dem Gartenhäuschen heraustreten, um ihrem Vetter das für die Scheibe bestimmte Brett zu bringen. Da hörte sie den Knall, und ein zuckender, stechender Schmerz drang in Augen und Gesicht. Sie wußte noch, daß ihre Mutter sie in das Haus trug. Was hatte ihr Auge im letzten Augenblick noch erfaßt? Da stand das dicke Holzrohr des Brunnens und dahinter der Obstgarten in voller Blüte. Rosa und weiß lag der duftende Schein über den Bäumen. Um das Rohr war noch die dicke Strohhülle zum Schutz gegen die Winterkälte befestigt. Die Sonne hatte ganz hell geschienen. Und das Zimmer hier? Es war weiß gestrichen, die Wände trugen ein blaues Muster. Vom Fenster konnte man über den Hof hinwegsehen. Auf der einen Seite lag das Stallgebäude, auf der anderen die Scheune und der Schuppen für Wagen und Geräte. An der Ecke stand ein kleines Haus, in dem die Zimmer der Mägde und des Knechts lagen. Der Vater hielt viel darauf, daß der Hofraum immer sauber gefegt wurde; oft hatte er auch selbst den großen Reiserbesen zur Hand genommen. In dem kleinen Haus lag noch die Milchkammer, wo die Zentrifuge stand. Die Milchkannen glänzten, wenn sie zum Trocknen davor in ein Gestell gelegt wurden. In leichtem Halbschlaf traten diese Bilder vor ihr geistiges Auge.

Leise öffnete sich die Tür. Sie erkannte den schweren Schritt ihres Vaters. Gottlieb Wittmann setzte sich langsam auf einen Stuhl am Bett seiner Tochter. Er ergriff Carrys Hand. Sie fühlte, es war eine harte, schwielige Hand, die von viel Mühe und Arbeit erzählte. Das war ihr noch garnicht so aufgefallen. Bei dem kleinen Finger fehlte ein Glied. Ach ja, das hatte ja die Kette des Düngerstreuers mitgenommen. Nun strich ihr die andere Hand weich, ach so weich über die Haare; zitterte sie wohl dabei? Ein heiseres Schluchzen würgte die Kehle des Mannes und er beugte sich über sein Kind, das so still vor ihm lag. Carry schlang den Arm um seinen Nacken. — — —

Dr. Busch hatte Wort gehalten. Er legte in Carrys Hand ein kleines Buch; es heiße „Aus der Nacht zum Licht". Carry befühlte den glatten Einband. Dr. Busch erklärte, auf der Außenseite sei ein Haus abgebildet, sehr lustig im grünen Garten gelegen. Es wäre ein Erholungsheim für Blinde, wo diese allein oder mit ihren Angehörigen hinfahren könnten. Er hätte es selbst einmal besucht, von einem seiner früheren Patienten eingeladen. Das Buch enthalte Aufsätze über das Leben der Blinden, ihre Berufsarbeit, über Blindenvereine, Blindenschrift und Blindenbüchereien. Er wolle ihr das kleine Buch schenken und hätte auf der ersten Seite eine Widmung hineingeschrieben. — — —

Wochen waren vergangen. Der Sommer hatte mit fruchtspendender Hand vom Land Besitz genommen. Das Korn stand reif zum Schnitt. Die Heuwiesen waren bereits gemäht; ihr duftender Ertrag füllte hoch die Scheunen. Der Regen war zur rechten Zeit gefallen und hatte den Weiden neuen Wuchs gebracht. Ja, das war ein Wetter, wie man es sich nur wünschen konnte! Da sah man doch den Segen der Arbeit! Auch auf dem Wittmannschen Hof

herrſchte ſtille Zufriedenheit, die ſich in den Mienen aller widerſpiegelte, die da und dort am Werk halfen.

In dieſen Tagen traf wieder ein Brief von Carry aus der Stadt ein. Vater Wittmann ſetzte ſich ſtill in die mit wildem Wein umrankte Laube und öffnete den Umſchlag. Ein mit gedruckten Buchſtaben beſchriebenes Blatt kam zum Vorſchein. Carry berichtete, daß dies ihr erſter Brief ſei, den ſie nun allein geſchrieben habe. Sie benutze dazu eine kleine Schreibmaſchine, auf der ſie ſich ſchon recht gut auskenne. Das Leſen der Blindenſchrift ginge auch ſchon ganz flott. Die Lehrerin Fräulein Hennig übe mit ihr täglich und in der nächſten Woche würden ſie zuſammen ein Buch zu leſen anfangen. In ihr Zimmer ſei noch ein junges Mädchen eingezogen. Es hätte das Augenlicht durch ſchwere Maſernkrankheit verloren. Ihr Vater wäre Beſitzer eines großen Geſchäftes für Kolonialwaren und Irma würde ſpäter auch dort helfen können. Zum Schluß bat Carry ihren Vater, ſie doch recht bald zu beſuchen. Er würde wohl jetzt leichter Zeit haben als ſpäter während der Ernte. Einen Gruß ihrer Lehrerin und des Direktors ſolle ſie auch beſtellen.

Vater Wittmann legte den großen Bogen ſtill auf den Tiſch und ſann nach. Wie war doch alles ſo gekommen? Carry hatte aus dem Buch, das ihr der Arzt ſchenkte, etwas von der Blindenſchrift erfahren, die mit den Fingern geleſen wird. Auch von einer Bibliothek hörte ſie, die einige tauſend Bücher in Blindenſchrift enthalte. Auf ihre Bitte hatte dann Lehrer Bornemann an die Blindenanſtalt in der Provinzſtadt geſchrieben. Nach wenigen Tagen brachte er auch ſchon die Antwort des Direktors der Anſtalt. Dem Brief hatten allerlei Schriften beigelegen, auch Bilder der Schule und Häuſer. Das ſah ja ganz gut aus. Ohne es zu ſagen, war Vater Wittmann mit dem dicken Brief in ſein Zimmer gegangen; er wollte nicht zeigen, wie ſehr er ſich dafür intereſſierte. Und dann ging alles ſchnell. Carry fuhr, von Mutter und Schweſter begleitet, in die Stadt, wo ſie nun ſchon faſt zwei Monate weilte. Und nun wollte auch er ſie beſuchen. Das mußte ſchnell geſchehen, denn in einer Woche konnte wohl die Ernte beginnen.

Und ſchon drei Tage ſpäter rollte das kleine Gefährt nach dem Bahnhof, in dem Bauer Wittmann ſaß. Außer ſeiner kleinen Reiſetaſche hielt er in der Hand einen Strauß bunter Blumen, wie ſie in dem kleinen Garten vorm Hauſe wuchſen. Es waren Nelken, Goldlack, Levkojen und ein paar kleine Roſen, von denen ein würziger Duft ſtrömte. Nach einigen Stunden Fahrt ſtieg Wittmann in der Stadt aus, wo nun ſeine Carry ſchon ſo lange lebte. Ein freundlicher Dienſtmann nannte ihm die Linie der Straßenbahn, mit der er in die Vorſtadt fahren mußte. Dann ſtand er vor der Mauer, die das große Gebäude der Blindenanſtalt umſchloß. Ein Pförtner öffnete das Tor. Als Vater Wittmann nach ſeiner Tochter fragte, umfingen ihn ſchon von hinten zwei weiche Arme und ein glücklich lachender Mädchenkopf beugte ſich über ſeine Schulter. „Vater,

Vater! Wie froh bin ich, daß Du da bist!" Erstaunt fragte Wittmann, woher sie von seinem Kommen wisse. Carry gestand, Bruder Fritz hätte es ihr durch eine Karte mitgeteilt. Dann bat sie ihren Vater, zu dem Direktor zu kommen, der ihn schon erwarte. Sie gingen Arm in Arm durch einen Garten, dessen Wege mit glänzendem Kies bestreut waren. Vater Wittmann wollte es garnicht glauben, daß dies seine Carry, die blinde Carry sei, die da so sicher mit ihm entlang schritt und nun sogar sagte, sie müßten jetzt vom Hauptweg abbiegen und in jenes Haus gehen, zu dem eine kleine Treppe emporführe.

Direktor Ronneburg empfing die Kommenden am Eingang und geleitete sie mit freundlichen Worten in sein Arbeitszimmer. „Sie sind schon lange erwartet worden, lieber Herr Wittmann," sagte der Anstaltsleiter mit heiterem Lachen, „Ihre Tochter hat sich hier gut eingelebt und wir freuen uns, welch schöne Fortschritte sie macht. Da haben Sie wohl Ihrer Tochter auch einen duftenden Gruß aus der Heimat mitgebracht?"

Etwas verwirrt blickte der Bauer auf den Strauß, den er noch in seiner Hand hielt; dann legte er ihn still auf den Schoß seines Kindes, das neben ihm in dem geräumigen Sofa saß. Mit raschen Händen ergriff Carry die Blumen und nahm leicht diese und jene zur Hand. Oh, wie süß war dieser sonnenwarme Blütenduft! Vor ihrem Auge erschienen der kleine Hausgarten und die Laube, dicht umsponnen mit wildem Wein. Die Wege waren mit niedrigem Buchsbaum umsäumt und auf zwei grünen Stangen standen bunte Glaskugeln, die so munter in der Sonne glänzten und in denen man sich so sonderbar spiegeln konnte.

„Mutter und Deine Geschwister lassen Dich grüßen," sagte ihr Vater, „auch Lehrer Bornemann und Deine Freundinnen Else und Grete haben mir Grüße aufgetragen. Von Mutter sind diese Eier; sie hat sie erst heute früh aus dem Hühnerstall geholt." Bei diesen Worten entnahm er seiner Tasche einen kleinen Karton, dem würziger Heuduft entstieg. Mit freundlichen Augen hatte Direktor Ronneburg Vater und Tochter betrachtet und sagte dann: „Ich kenne ja Ihre Heimat gut, Herr Wittmann. In der Kreisstadt habe ich vor vielen Jahren das Seminar besucht. Auch meine Frau stammt aus dieser Gegend." Dann lud er seinen Gast ein, mit ihm einen Rundgang durch die Anstalt zu machen, damit er sich später ganz seiner Tochter widmen könne.

Sie betraten zuerst eine Schulklasse, wo etwa ein Dutzend Kinder durch einen Lehrer unterrichtet wurde. Mit Verwunderung sah Bauer Wittmann, daß die Schüler vor sich große Landkarten liegen hatten, auf denen sie mit schnellen Fingern Städte, Flüsse und Gebirge abtasteten. In einem anderen Schulzimmer wurde soeben nach Diktat geschrieben, wie ihm der Direktor sagte. Die Jungen führten emsig die Schreibstifte über die Tafeln. Carry flüsterte ihrem Vater leise zu, sie wolle ihm später alles erklären. Von der

Schule ging der Rundgang in die Werkstätten, wo Vater Wittmann mit stiller Verwunderung die Frauen und Männer bei der Arbeit sah. Das war ihm ja doch ganz neu, daß die Blinden auch arbeiten konnten und wohl auch etwas dabei verdienen. In dem angrenzenden Lagerraum überreichte der Anstaltsleiter seinem Gast eine kleine Kleiderbürste als Andenken an seinen Besuch. Die Bürste trug den Namen der Anstalt aufgedruckt.

Zuletzt kamen sie in die Räume, in denen die Wohn- und Schlafzimmer der Insassen sich befanden. Als Wittmann lächelnd auf die allenthalben herrschende Ordnung hinwies und auch von der Behaglichkeit der Räume sprach, erwiderte der Direktor: „Ja, Sie haben Recht. Aber ich denke, daß wir unseren Schützlingen den Aufenthalt hier doch so schön wie möglich machen müssen. Später, wenn sie nach erfolgter Handwerksausbildung oder nach Erlernung eines anderen Berufs dieses Haus verlassen, tritt das Leben noch hart genug an sie heran. Ich sehe bei meinen jährlichen Besuchsreisen manches traurige Bild, manche bittere Not, nicht nur des Körpers. Eine sonnige Jugendzeit wirft ihren stillen Glanz oft noch weit in die schweren Jahre des Lebenskampfes." Bei diesen Worten leuchteten seine Augen warm.

Als Carry nach dem Mittagessen, das sie und ihr Vater in der Wohnung des Direktors eingenommen hatten, allein in ihrem Zimmer saß, berichtete sie ihm von ihrem Leben und ihrer Arbeit. Sie möchte nun noch bei der Handarbeitslehrerin Unterricht nehmen. Dann würde sie zu Hause auch allerlei Sachen stricken und knüpfen können. Gern willigte Vater Wittmann ein.

Am Nachmittag gingen beide in die Stadt. Carry wollte gern in einem Gartenrestaurant Kaffee trinken, wo eine Militärkapelle spielte. Eine Pflegerin der Anstalt sollte sie dort abholen. Ihr Vater mußte die Rückreise noch am selben Tag antreten. Still saßen beide nebeneinander und eine rechte Unterhaltung kam nicht zustande. Carry merkte, daß ihr Vater auf ihre Fragen nicht aufmerksam antwortete. Sie wurde nachdenklich. Was mochte er wohl haben? Hatte ihre Freundin Irma doch recht, als sie ihr einmal sagte, daß die eigenen Angehörigen des Blinden sich oft am schwersten an das Neue und Fremde gewöhnen könnten? Sie wollte so gern mit ihrem Vater darüber sprechen. Doch wie sollte sie es anfangen? Beim Abschied kamen ihr heiße Tränen. Sie konnte ihrem Vater nur noch Grüße nach Hause auftragen. Dann trennten sie sich.

Auch Vater Wittmann ging bedrückt zum Bahnhof und suchte sich einen stillen Platz im Wagen. Für ihn war das ein schwerer Tag gewesen, das merkte er jetzt so recht. Er, nur gewöhnt an die Vollkraft des Lebens, an die Natur, an den Wert seiner Arbeit, hatte heute so viel Leid gesehen, sehen müssen. Und in diesem seine Carry, das Kind, dem sein Hoffen und Wünschen besonders zugetan gewesen waren. Was sollte später aus ihr werden? Gewiß,

sie sollte keine Not leiden; aber, würde sie das Leben ertragen können? Und dann die anderen Mädel im Dorfe, die Gesunden. Carry hätte ja bei diesem Erntefest das erste Mal mit im Gasthof bei den Erwachsenen sitzen und tanzen dürfen. Und Fritz, der Sohn vom Mühlenhof, hatte ja schon immer gern mit ihr zusammen gestanden. Er hätte wohl auch ganz gut zu ihr gepaßt. Aber jetzt . . .

Irma Rudin saß wartend im Zimmer des Mädchenheims. Sie hatte ihre Stubengefährtin gebeten, ihr einen Mohrenkopf mit Schlagsahne mitzubringen. Ein Brief an ihren Vater lag vollendet vor ihr. Sie hätte sich nun doch entschlossen, in dem Heim zu bleiben. Sie glaube, daß dieser Entschluß für die Eltern und für sie der richtige sei. Hier wäre auch bessere Arbeitsgelegenheit als in der Kleinstadt. Aber die Wahrheit hatte Irma doch nicht geschrieben. Als sie nach ihrem ersten Aufenthalt in der Anstalt einige Wochen in der Heimat weilte, hatte sie gefühlt, daß sie eine Fremde geworden war. Hier mußte ja jeder mit Hand anlegen, um den verzweigten Handelsbetrieb in Gang zu halten. Jedem oblag sein Tagewerk, auch der Mutter, die für so viele zu sorgen hatte. Irma konnte keinen Platz finden, wo auch sie hätte helfen und nützen können. Von Tag zu Tag fühlte sie mehr, daß sie entbehrlich war. So reifte der Entschluß, wieder dorthin zurückzukehren, wo sich ihr ein stilles Heim bot.

Carry betrat langsam das Zimmer. Sie hörte ihre Freundin mit Papier rascheln und legte mit freundlichem Gruß das duftende Päcklein vor sie hin. Dann setzte sie sich still an den Tisch. Nachdem Irma mit Behagen das süße Gebäck verzehrt hatte, fragte sie, wie es im Stadtgarten gewesen sei. Carry berichtete kurz und einsilbig. Da stand die Stubengefährtin auf und legte ihr still den Arm um den Nacken. „Ich weiß, was Dich bedrückt!" sagte sie mit leiser Stimme. „Hab ich nicht Recht gehabt? Ich fühlte doch auch, daß Dein Vater hier nur das Leid, nur die Sorge sah. Ich weiß, wie das mutlos und traurig macht."

Carry schwieg noch immer. Sie wehrte sich gegen diese Gedanken, die sich wie ein häßliches Gespinst über sie zu werfen begannen. Nein, nein! Sie wollte kämpfen! Sie mußte sich einen Weg bahnen können in das Leben, das ja auch ihr gehörte und nicht allein den anderen, den Sehenden. Ihre Lehrerin Fräulein Hennig hatte ihr ja wiederholt erklärt, daß jeder, der durch irgend ein Unglück aus der alten Bahn geworfen sei, sich wieder aufs neue Geltung erringen müsse. Sicher war es so! „Ich will mich nicht verdrängen lassen, ich will mich behaupten!" Fast zornig stieß sie die Worte hervor und trat ans offene Fenster. Tiefatmend genoß sie die frische, blütenduftende Luft des sinkenden Abends. Eine Schwarzdrossel saß auf dem Giebel eines Nachbarhauses und erfüllte den stillen Garten mit ihrem jauchzenden Gesang. Schien sie nicht zu locken, zu trösten? — — —

Der Winter war über das Land gekommen. Von der See jagte ein kalter Nordost über die kahle Flur und türmte die in dichtem Reigen tanzenden Flocken zu hohen Wehen auf. Der Schneepflug hatte mühsam die Straße freigehalten, auf der jetzt in munterem Trab ein Schlitten herankam. Heinrich und Lisbeth holten ihre Schwester vom Bahnhof ab. Sorglich eingehüllt saßen die beiden Mädchen im Schlitten, während der Bruder hinter ihnen vom kleinen Kutschersitz aus die wackeren Braunen lenkte. Verstohlen warf Lisbeth hin und wieder einen Blick auf Carry. War sie nicht gewachsen? Sie sah so anders als früher aus. Der sausende Wind ließ eine Unterhaltung nicht in Gang kommen und jeder konnte so seinen Gedanken ungestört nachhängen. Lisbeth rang mit sich, ob sie der Schwester wohl etwas von dem sagen solle, was sie sähe. Gewiß würde sie interessieren, daß der Krugwirt in Plostin, durch das sie soeben fuhren, sich ein neues Haus gebaut hatte. Neu war ja auch die elektrische Überlandzentrale, deren hochgespannte Leitungsdrähte an eisernen Masten hier und da auftauchten. Auch auf den elterlichen Hof war der Segen des elektrischen Lichts gekommen. Aber vielleicht würde Carry dann traurig werden, weil sie es ja nicht mehr sehen könne. Da unterbrach Bruder Heinrich, als ob er ihre Gedanken erraten hätte, das lastende Schweigen mit dem Ausuf: „Carry, weißt Du, daß auch wir elektrisches Licht bekommen haben? Der Vater hat sich als einer der ersten für den Anschluß gemeldet. Fein ist das, sage ich Dir!" Erstaunt fragte Carry, woher denn der Strom käme. Und nun fiel der Bann von Lisbeths Lippen und sie erklärte der Schwester, daß hier am Wege die Leitungsmasten stünden, die bis zur Zentrale gingen, viele Kilometer weit. Carry ließ sich nun diese schweren Eisenträger erklären; ihr Bruder meinte, sie sähen jetzt wie Spinnenweben aus. Der Schnee läge dicht auf Trägern und Drähten. Stolz erzählte dann noch Lisbeth von den Maschinen, die auf dem Hof nun mit Strom betrieben würden und daß sie auch ein elektrisches Bügeleisen hätten. „Das ist aber fein", unterbrach sie Carry. „Ich habe in der Anstalt auch plätten gelernt, mit einem elektrischen Eisen ist das ja ganz leicht."

Als der Schlitten mit lustigem Glockenklang in den Hof einbog, traten Eltern und Geschwister schnell heraus zum Empfang der Heimkehrenden. Behutsam ergriff Mutter Wittmann ihr Kind am Arm, um es die Haustreppe hinauf zu führen. Die Geschwister bemächtigten sich der kleinen und großen Gepäckstücke und trugen diese in ein Zimmer im ersten Stock. Erfreut betrat Carry den Raum, der früher kaum benutzt worden war. „Das riecht ja nach neuen Farben," sagte sie und witterte in der Luft. „Wie habt Ihr das Zimmer streichen lassen?" Vater Wittmann erklärte, daß die Wände ein dunkles Rot wie das des wilden Weins hätten, die Tür und die Fenster wären hellgrau. „Und eine feine elektrische Lampe hängt auch schon in der Mitte," warf Paul ein. Bei diesen Worten merkte Carry, daß ihrem Bruder wohl ein Zeichen

gegeben worden war, denn Paul entfuhr ein verlegenes „Ach so!" Schnell ließ sie die Lampe herabziehen und freute sich über den hübschen Papierschirm. „Wir hatten auch solche in dem neuen Haus des Mädchenheims," bemerkte sie lächelnd. „Ich hoffe doch, daß Ihr mich auch recht oft hier besucht und dann will ich Euch abends vorlesen, wenn Ihr müde von der Arbeit seid." „Vorlesen?" fragte Lisbeth erstaunt. Da bemerkte Heinrich fast erhaben: „Ja, das Kind hat anscheinend noch nichts von der Blindenschrift gehört. Siehst Du, hättest Du nur in dem Buch gelesen, das damals der Doktor gebracht hatte. Da ist doch sogar hinten ein Alphabet dieser Blindenschrift darin."

Als dann die Familie beim Kaffeetisch saß, mußte Carry erzählen. Wie staunten sie da alle, als sie von den Theaterbesuchen und Konzerten berichtete, in denen sie gewesen war. Und dann erst der Besuch des Zoologischen Gartens und der Stallungen eines großen Zirkus. Die Schimpansen, Zebras, Kamele, ja sogar einen ganz alten Elefanten hätten sie anfassen dürfen. Und ein großes Schiff im Hafen wäre auch einmal besichtigt worden. Das sei länger gewesen als der ganze Hof mit dem Obstgarten zusammen. Ihre Geschwister sperrten Mund und Nase auf bei diesen Erzählungen. Und wie fein Carry das alles sagen konnte! Sogar Vater Wittmann stellte einige Fragen und meinte dann scherzend: „Nun kannst Du mir ja alle meine Briefe mit der Maschine schreiben. Du weißt ja, wie langsam das bei uns Bauern immer geht." Freudig erwiderte Carry, das würde sie gern tun, sobald sie eine eigene Maschine erhalten hätte, die ihr der Vater wohl auf den Weihnachtstisch stellen werde. Alle lachten herzlich und Paul benutzte rasch die Gelegenheit, sich noch ein großes Stück des frisch gebackenen Napfkuchens einzuverleiben.

Später ging Carry in die Küche, um die dort sitzenden Mägde und den Knecht zu begrüßen. Auch hier mußte sie von ihren vielen Erlebnissen berichten und merkte sehr schnell, wie dabei die Scheu wich, mit der sie empfangen worden war. Ja, der Rat ihrer Lehrerin war doch gut gewesen. „Versuche immer, die Menschen so zu behandeln, daß sie in Dir nichts Besonderes sehen, nicht die Blinde," hatte Fräulein Hennig gesagt. Und diesen Rat wollte Carry auch eifrig befolgen.

Als Carry am nächsten Morgen fix und fertig vor die in der Küche stehenden Mutter trat, um sich die Morgenmilch zu holen, konnte Frau Wittmann nicht genug ihr Erstaunen äußern. „Ich wollte doch . . . ich dachte . . . hätte ich Dir denn nicht beim Anziehen helfen müssen, Carry, wie damals?" „Aber Mutter," meinte ihre Tochter lachend, „in der Anstalt hatten wir auch keine Kammerjungfer. Jeder mußte zuerst versuchen, allein fertig zu werden; und erst dann, wenn es gar nicht ging, kam eine Pflegerin zu Hilfe. Ich wurde aber sehr schnell selbständig."

Als Frau Wittmann nach einer Weile ihre Tochter suchte und vergebens im Haus herumeilte, fand sie Carry endlich im Stall, wo sie in der Box der Kälber stand. „Wie bist Du denn hierher gekommen, Kind?" fragte Frau Wittmann fast erschrocken. „Allein, ganz allein, Mutter. Es war nicht so schwer, ich habe mich nur nach dem Brüllen der Kühe gerichtet. Man kann ja auch mit den Ohren sehen, Mutter."

Langsam, Schritt um Schritt, eroberte sich nun Carry ihre Welt zurück. Erfreut nahm bald die Mutter ihre Hilfe in der Küche in Anspruch. Carry hatte ja schon in der Anstalt Unterricht in der Herstellung einfacher Gerichte gehabt sowie in der Reinigung des Koch- und Eßgeschirrs. Mit Stolz erzählte sie der Mutter, daß Direktor Ronneburg diesen Unterricht als einer der ersten einführte. In den anderen Anstalten sei man noch nicht so weit. Auch das Bügeln der Wäsche mit dem neuen elektrischen Plätteisen ging flott vonstatten. Und wie gut konnte Carry die Zimmer reinigen! Mutter Wittmann hatte das erste Mal sorgsam eine schöne Vase, ein Hochzeitsgeschenk, beiseite gestellt. Doch bald überließ sie auch dieses gute Stück den geschickten Händen ihrer Tochter. Und eines Abends, es waren einige Wochen verstrichen, setzte sich Carry mit einer in Blindenschrift gedruckten Zeitschrift an den Familientisch. „Soll ich Euch nun vorlesen?" fragte sie mit schalkhaftem Lächeln. „Oh ja," rief ihr Bruder Fritz. „Hast Du da den Aufsatz über Amerika, von dem Du mir schon erzähltest?" Carry bejahte und fing zu lesen an. Es ging zuerst etwas stockend, aber sie hatte fleißig geübt, sodaß ihre Eltern und Geschwister mit immer wachsendem Erstaunen zuhörten. Das war ja auch etwas ganz Neues. Wie mußten doch diese Häuser mit 50 und mehr Stockwerken aussehen, in denen die Leute mit elektrischen Aufzügen hinauf- und herabgefahren wurden. „Junge, Junge", meinte Fritz zu seinem Bruder, „wenn Du dort die Treppen laufen und dabei einen Kartoffelsack mitschleppen müßtest!" Und dieser Abend blieb nicht der einzige. Carry war glücklich, ihren Eltern und Geschwistern die langen Winterabende verkürzen zu können. Einige Zeit später, der Frühling war schon ins Land gekommen, wurde sie auch von Lehrer Bornemann gebeten, den Kindern in der Schule etwas von den Blinden zu erzählen und das Schreiben und Lesen der Blindenschrift zu erklären. Dann ließ der Schulmeister die ältesten Jungen und Mädel einen Aufsatz über das Gehörte und Gesehene schreiben. Aber für Carry hatte dieses kleine Erlebnis noch einen anderen guten Erfolg. Die Kinder, die ihr zu ihrem Bedauern oft mit Scheu und Ängstlichkeit begegnet waren, konnten sich nun nicht genug tun, sie auf der Straße zu begrüßen und ihr sonst behilflich zu sein. Zeigte sie sich nun allein im Dorf, um nach der Postfiliale zu gehen oder einen Kauf zu erledigen, so war jetzt immer gleich eine helfende Hand zur Stelle. Oft wurde sie auch sorgsam in die Mitte genommen und in gemessenem Abstand schritt außerdem noch ein kleines Gefolge.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch an Carola Wittmann diese Ereignisse nicht unvermerkt vorbeigingen. Sie fühlte immer beglückender die Fesseln abgleiten, die sich damals so erbarmungslos um sie gelegt hatten. Es kam ihr jetzt zu statten, daß ihr ein starker Drang zur innerlichen Vervollkommnung innewohnte, dem sie in mancher stillen Stunde mit frohem Herzen freie Bahn lassen konnte. Wohl eilten ihre Gedanken manches Mal mit heimlichem Sehnen dorthin, wo sie ihre Altersgefährtinnen bei ausgelassenem Spiel wußte. Doch auch dieses Entbehren war zu überwinden. Genoß sie doch vielfach bei ernsten Anlässen und auch besonders im Verkehr von Mensch zu Mensch das erwärmende Gefühl, die Gebende zu sein. Sie hatte ja auch nicht die Stunden der Einsamkeit müßig an sich vorbei streichen lassen, sondern jede Gelegenheit wahrgenommen, ihr Wissen zu erweitern, wie und wo es nur immer ging. Die Blindenbücherei in Hamburg zählte Carola Wittmann zu den eifrigsten Lesern. Große und schöne Schätze eröffneten sich ihr so, aus denen sie unermüdlich Korn auf Korn aufnahm. Ihr alter Lehrer und der Pfarrer waren ihr treue Berater und Helfer. So kam es auch, daß Carry später — es war wohl ein Jahr seit ihrer Rückkehr ins Elternhaus verflossen — an den dörflichen Unterhaltungsabenden teilnahm, die auf Anregung eines Volksbildungsvereins veranstaltet wurden. Bald bat sie dessen Leiter, selbst bei der Ausgestaltung dieser Abende mitzuwirken. Was Wunder, daß denn auch an einem Sonntag der Saal des Gasthofs bis zum letzten Platz besetzt war, denn das Programm enthielt ja neben anderen auch den Namen Carola Wittmann. Carry war es nicht leicht gefallen, sich zur Mitwirkung bereitzufinden. Als aber der junge Vikar des Pfarrers sie so dringend bat und ihr versprach, nach Kräften helfen zu wollen, sagte sie zu.

Und es war gut gegangen, so gut, wie Carry es nicht ahnte. Sie hatte eine kleine, humoristische Erzählung eines Heimatdichters auswendig gelernt und einige Gedichte mit dem Vikar eingeübt. War das ein Beifall gewesen! Ja, das eine Gedicht mußte sie sogar wiederholen. Es hatte die bäuerlichen Herzen ganz besonders gefangen. Als dann der Frohsinn zu seinem Recht kam, konnte Carry wohl sagen, daß sie nicht zu den Mauerblümchen rechnete. Sie fühlte, daß wieder ein gewaltiger Schritt getan worden war in der Eroberung des Lebens.

Auch im kleinen Kreise der Familie ging langsam aber stetig eine Wandlung vor sich. Frau Wittmann hatte einst einer Nachbarsfrau geantwortet, die immer und immer wieder in Tönen des Mitleids von Carry sprach: „Laß nur gut sein, Erna, ein Mensch ohne Augen kann noch viel helfen und nützen. Aber einen mit einem kleinen Gehirn, den möchte ich nicht immer um mich sehen!" Die ergrimmte Nachbarin soll damals nicht viel von diesem Gespräch erzählt haben.

Zwischen Vater und Tochter waren die Bande nahen Verstehens noch enger geworden, als sie es früher gewesen. Wie einst wanderten beide wieder durch die Wirtschaft und über die Felder, und Vater Wittmann mühte sich sichtlich, seinem Kinde von diesem und jenem zu berichten, was sich seinem Auge bot. Schon wiederholt hatte ihn Carry zu den Winterversammlungen des Landwirtschaftlichen Kreisvereins begleitet und war dort aufmerksam den Vorträgen und Aussprachen gefolgt. Dort lernte sie auch die gleichaltrige Tochter eines Amtsmanns kennen, mit der sie bald herzliche Freundschaft verband. Ursula Körner hatte eine höhere Mädchenschule besucht und freute sich, der lernbegierigen Freundin in der Bereicherung ihres Wissens helfen zu können. Bald wurde Carry ein gerngesehener Gast auf dem schönen Gut Kochern, das dem Amtmann Körner gehörte. Und in einem Sommer unternahmen die beiden Freundinnen gemeinsam eine Reise in ein kleines Ostseebad, wo sie schöne Wochen der Ruhe und Anregung genossen. — — —

So vergingen die Jahre. Die nimmer rastende Uhr der Welt war weiter geeilt und Mensch und Tier, Wald und Feld folgten ihrem Schlag. Wieder wölbte sich die tiefblaue Glocke eines segenspendenden Sommerhimmels über das Land. Eine reiche Ernte schien bevorzustehen. Doch fiebernde Unruhe erfüllte die Welt und drang bis in den fernsten Winkel des Landes. Die Kriegserklärung riß auch den Letzten aus der gewohnten Ruhe. Bald waren Reserve und Landwehr eingerückt und überall machte sich der Mangel an geschulten Arbeitskräften bemerkbar.

Auch die Bewohner von Groß-Barnikow wurden von dem Wirbel der Ereignisse erfaßt. Die Zwillinge Fritz und Paul rückten schon in den ersten Augusttagen zu ihren Truppenteilen ein. Heinrich, der älteste, hatte den elterlichen Hof bereits vor zwei Jahren verlassen, um die Wirtschaft seines Schwiegervaters zu übernehmen. So blieb Vater Wittmann allein mit den Frauen auf dem Hof zurück. Das brachte es mit sich, daß sich Carrys Arbeitsbereich ständig erweiterte. Sie war in den verflossenen Jahren nicht müßig gewesen. Während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in der Kreisstadt bot sich ihr Gelegenheit, das Stopfen von Wäsche, das Einkochen von Früchten und noch manches andere, was im ländlichen Haushalt zu erledigen war, zu erlernen. Auch in einem Kindergarten hatte sie mitgeholfen, der mit der Haushaltungsschule verbunden war. So kam es von selbst, daß Carry immer mehr die Besorgung des Haushalts in die Hand nehmen konnte. Ihre Mutter war dessen zufrieden; blieb ihr doch so mehr Zeit zur Wartung des Viehs und Geflügels. Denn die zwei Mägde wurden immer häufiger zur Feldarbeit mit herangezogen. Carry fühlte sich in ihrem Pflichtenkreis, in den sie langsam aber stetig hineingewachsen war, sehr glücklich. Und blickte sie auf die verflossenen Jahre zurück, so erfüllte sie ein stilles Gefühl der Zufriedenheit. Es hatte sich ja alles so gut gefügt, wie sie es einst nur ganz zaghaft erhoffte. Ihrer

Lehrerin konnte sie berichten, daß sie die erhaltenen Ratschläge beherzigt hätte, sogar mit bestem Erfolg. Etwa zehn Jahre lag doch nun schon der Aufenthalt in der Blindenanstalt zurück, die sie inzwischen wiederholt besuchte. Irma Rudin saß dort noch zurückgezogen und arbeitete in der Werkstatt als Bürstenmacherin. Sie stelle keine Erwartungen mehr an das Leben, so waren ihre Worte gewesen, als sie Carry zu einem hoffnungsfrohen Zukunftsgedanken führen wollte.

Als der Frühling des zweiten Kriegsjahres anbrach, und noch immer kein Ende des Ringens zu erkennen war, trat eine neue Aufgabe an Carry heran. Die beginnende Frühjahrsbestellung und die sich daran anschließenden Feldarbeiten würden nun die Kräfte der Bäuerinnen und Mädchen immer mehr beanspruchen. So wurde von der Frau des Pfarrers die Gründung einer Kinderkrippe vorbereitet, um den Frauen die Sorge für ihre Kleinsten abzunehmen. Sie erschien eines Tages bei Carry, um auch sie zur Hilfe zu gewinnen, soweit es ihr die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten ermögliche. Mit Freuden versprach Carry, an einigen Nachmittagen zu kommen, lag ihr doch die Fürsorge für die Kinder so ganz besonders. Schnell flogen ihr die Herzen der kleinen Schutzbefohlenen zu, mit denen sie bald ein mütterliches Verhältnis verband. Hier kamen ihr ja auch die Kenntnisse, die sie in dem Kindergarten gesammelt hatte, trefflich zustatten. Die Anfertigung kleiner, die Kinderhand beschäftigenden Arbeiten aus Stroh, Glasperlen und kleinen Resten hatten die jungen Mädchen eifrig üben müssen. Freilich, der Mangel machte sich schon allenthalben bemerkbar, doch auch hier half der Wille über manches Hindernis. So strahlten sehr bald der jungen Tante Carry lachende Kinderaugen entgegen, wenn sie den bescheidenen Raum betrat, der für die Jüngsten des Dorfes eingerichtet war. Und wie merkwürdig war doch zu beobachten, wie schnell sich diese kleinen Kerlchen daran gewöhnten, ihrer Tante dieses oder jenes Stück in die Hand zu geben, bei dem sie geholfen haben wollten. Carry durcheilte dann immer ein Strom inniger Liebe, wenn sie sich so umgeben fühlte von den kleinen Wesen, die so ganz ohne Vorurteil und ohne Vorbehalt sich um sie drängten und ihre Hilfe erbaten.

Doch gar bald wurde Carry noch eine weitere Aufgabe zugeführt. Es hatte sich ja schnell damals herumgesprochen, daß Carry Wittmann, die Blinde, nun sogar auf einer kleinen Maschine schreiben könne und zwar ganz schnell. Hin und wieder mußte sie den staunenden Besuchern ihre Kunst, die ihr so selbstverständlich war, vorführen. Sie freute sich dann königlich über die bewundernden und überraschten Ausrufe. Bisher hatte sie mit der Maschine nur ihre eigenen Briefe geschrieben; hin und wieder ließ sich ihr Vater auch seine geringe Korrespondenz durch sie erledigen. Nun kamen aber sehr bald Feldpostbriefe mit den eigenen Brüdern hinzu und mit den Bekannten und Freunden aus dem Dorfe. So geschah es denn auch, daß eine

schon bejahrte Bäuerin, deren einziger Sohn im Felde stand, zu Carry kam mit der Bitte, ihr den Brief an diesen zu schreiben; es ginge ihr so schwer von der Hand. Und dieser erste Fall blieb nicht lange geheim. Im Kreisblatt erschien ja auch in dieser Zeit ein Aufruf, in dem zur Schaffung von Schreibstuben für Feldpostbriefe und zum Verpacken von Feldpostsendungen aufgefordert wurde. Lehrer Bornemann, der schon pensioniert war, freute sich, die ihm nahegelegte Arbeit großenteils seiner einstigen Schülerin übergeben zu können. Er war Carry nur behilflich bei dem Einsetzen der Adressen und oft auch bei dem Verpacken der ländlichen Liebesgabensendungen. Das Wittmannsche Haus rückte so schnell in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Vater Wittmann stellte seiner Tochter gern ein kleines Zimmer zur Verfügung, wo sie ihren Schreib- und Packraum einrichten konnte. Sie gab dem Zimmer stolz den Namen „Büro", den es dann auch allgemein im Dorfe führte. Dem jungen Mädchen bot sich nun oft Gelegenheit, beratend, ja tröstend zu wirken. Gar manches sorgenbeschwerte Frauenherz tat sich vor ihr auf. Mit liebevollen, ermutigenden Worten gelang es ihr oft, die Verzweiflung zu bannen, die durch langes Ausbleiben eines Lebenszeichens hervorgerufen wurde.

So war die blinde Carry Wittmann zu einer Kämpferin geworden, die in treuer, hingebender Pflichterfüllung ihrem Volk und Vaterland diente. Und obgleich auch auf ihren Schultern Kummer und Sorge lasteten, ging doch von ihren stillen Augen ein glückliches Leuchten über auf alle, denen sie mit Rat und Tat zur Seite stand. Mutig trug sie die Last der Jahre und des Krieges bis zum bitteren Ende. Als dann die Männer und Söhne auch in das pommersche Dorf heimkehrten, konnte Carry wieder in den einst gewohnten Kreis der häuslichen Pflichten zurückgehen. Doch da zeigte es sich nochmals in beglückender Klarheit, wie sehr sie im Mittelpunkt des Denkens und Fühlens der Dorfbewohner stand. Denn kaum einer der Heimkehrer versäumte es, sie im väterlichen Hause aufzusuchen, um ihr für die Briefe und Pakete zu danken, deren Vermittlerin sie gewesen war. Gar manche kleine Gabe aus den mitgebrachten Kriegsandenken wurde ihr mit einfachen Worten, aber warmen Herzens in die Hand gegeben. Der Sohn des Dorfschmieds hatte ihr aus dem Boden einer Granate einen kleinen Behälter angefertigt für Nadeln und Knöpfe, wie er ihr lächelnd erklärte. Ein anderer brachte ein Stück eines französischen Flugzeugpropellers, in das der Name des Abschußortes eingeschnitt war. Doch eine ganz besondere Ehrung wurde Carry bei einer Begrüßungsfeier für die Heimkehrer in der Kreisstadt zuteil. Carry hatte durch das Landratsamt eine Einladung erhalten. Mit ihrem Vater und den Brüdern saß sie in der großen Schar der Feldgrauen. Der Landrat hielt eine Ansprache und dankte bei dieser auch allen denen, die in der Heimat halfen, die Last des Krieges zu tragen. Zuletzt teilte er mit, daß er beauftragt sei, an einige Männer und Frauen, die sich besonders im Heimatdienst bewährt hätten, das

ihnen von dem Roten Kreuz verliehene Ehrenzeichen zu überreichen. Carry glaubte zu träumen, als auch sie aufgerufen wurde. Mit zitternder Hand nahm sie das kleine Behältnis entgegen, das die ihr verliehene Auszeichnung barg.

Am Spätnachmittag fuhren Vater Wittmann und seine Kinder im Schlitten heim. Es war wieder ein Wintertag wie einst vor Jahren, als damals eine glaubensstarke Carola Wittmann in das elterliche Haus zurückkehrte

# Ulf, die Geschichte einer Liebe

Was war es nur? Du bliebst ja Tier.
Und doch mit einem verkehrten wir;
Der sah aus Deinen Augen her,
Steckte im Tier und war doch mehr.
Als träumte da noch irgend wer drin,
Kam nur nicht aufwärts zum wachen Sinn.
Avenarius

Die Fahrgäste eines Omnibusses oder einer Straßenbahn, die frühmorgens zur gleichen Zeit von einer Haltestelle abfahren, pflegen eine gewisse Gemeinschaft zu bilden. Man trifft sich täglich, man beobachtet sich, man grüßt sich. Jeder weiß, wohin die anderen fahren, wo sie aussteigen müssen. Der Schaffner empfängt seine Stammkunden mit besonders freundlichem Kopfnicken und hat nicht selten ein Scherzwort bereit, wenn ein Langschläfer im Laufschritt heranstürmt. Ja, es kommt sogar vor, daß der Wagenführer noch nach Ertönen des Abfahrtszeichens einen Augenblick zögert, den Motor anspringen zu lassen, wenn er ein flottes Mädel erblickt, das zum Kreis der „Täglichen" gehört. Das ist auch gut so. Denn die harte Großstadt richtet ja doch immer Schranken auf zwischen ihren Bewohnern und läßt sie nicht zur Besinnung kommen. Der schaukelnde Autobus aber bietet zur gemächlichen Betrachtung gut Zeit und Gelegenheit, wenn man es nicht vorzieht, die Augen über dem zitternden Heer der Zeitungsbuchstaben mühsam tanzen zu lassen.

Zu den Bewohnern des Vororts Seewalde, die regelmäßig mit mir den Wagen an der Endhaltestelle bestiegen, gehörte auch ein blinder Herr, den ein großer Schäferhund sicher und gewandt führte. Das schwarz-weiße Band im Knopfloch ließ ihn als Kriegsblinden erkennen, der sich nun wieder mutig in den Lebenskampf begeben hatte. Diese beiden Fahrgäste, der Herr und sein Hund, bildeten naturgemäß einen ruhenden Pol in dem Kreise der Wageninsassen. Mit stiller Freude beobachteten wir immer wieder, wie beide aufeinander eingespielt waren. Mit unübertrefflicher Genauigkeit führte das Tier den Kriegsblinden täglich an den gleichen Sitzplatz. Hatte nun ein Fremder, der mit dieser Gepflogenheit nicht vertraut war, einmal diesen Platz eingenommen, so blieb der Hund stehen und richtete seine großen Augen fragend auf den Eindringling. Dieser wurde schnell von einem Fahrgast oder dem Schaffner belehrt und verzog sich dann meist mit einem verlegenen Lächeln. Der Hund setzte sich stets zwischen die Knie seines Herrn. In dieser Stellung verharrte er fast regungslos bis zur Haltestelle, an der der Wagen wieder verlassen werden mußte. Wir konnten nun beobachten, wie Herr und Hund in ruhigem Schritt in eine Querstraße einbogen. Wie ich später vom Schaffner erfuhr, lag dort das Büro, in dem der Kriegsblinde als Kanzleiassistent beschäftigt war. Ein Herr, mit dem ich eines Tages ins Gespräch kam, wußte zu berichten, daß unser blinder Fahrtgenosse auch hin und wieder kleine

Skizzen in Zeitschriften veröffentlichte, in denen er über die Berufsfragen der Kriegsblinden und über die Lage der Blinden im allgemeinen berichtete. Es ist verständlich, daß für mich als Schriftsteller nun das Interesse für diesen mutigen Lebenskämpfer stark geweckt war. Ich nahm mir vor, bei sich bietender Gelegenheit die Bekanntschaft des Kriegsblinden zu machen. Doch mein Wunsch schien nicht so leicht in Erfüllung gehen zu sollen. Als ich ihm einmal in einer Straße unseres Vorortes begegnete, fand ich nicht das passende Wort, ihn anzusprechen. Er ging an mir vorbei, ruhig, fast abweisend.

Nachdem ich infolge einer Berufsreise mehrere Wochen auswärts verbracht hatte, fuhr ich, heimgekehrt, eines Morgens wieder mit dem gewohnten Wagen zur Stadt. Es begegneten mir die bekannten Gesichter und manch freundlicher Gruß wurde gewechselt. Nur das Paar, der Kriegsblinde und sein schöner Hund, fehlten. Auf meine Frage nach diesen beiden erzählte mir der Schaffner mit leiser Stimme, daß der Herr vor etwa einer Woche gestorben sei. Er hätte es von einem Fahrgast erfahren, der wohl in der Nähe des Kriegsblinden wohne. Näheres könne er mir aber nicht sagen.

Ich gestehe offen, daß ich in diesem Augenblick das Gefühl einer unerfüllten Pflicht empfand. Unbewußt hatte ich mich wohl auch während meiner Reise wiederholt mit dem Kriegsblinden beschäftigt, der nun eingerückt war in die große Armee. Ich hatte ja den lebhaften Wunsch gehabt, mit ihm in Verbindung zu treten, um von ihm das zu hören, was mich in meinen Gedanken bewegte. Nun war es zu spät, zu spät!

Einige Tage trug ich dieses nagende Bewußtsein mit mir. Zu einem Entschluß kam ich aber nicht. Dann schien es mir möglich, ja geboten, das Heim des Dahingegangenen aufzusuchen. Nach einigem Fragen machte ich denn auch die Wohnung ausfindig und stand vor einer älteren Frau in Trauerkleidung. Auf meine Bitte, sie sprechen zu dürfen, bat sie mich, im Zimmer Platz zu nehmen. Mit kurzen Worten klärte ich sie über den Zusammenhang, der zwischen meinem kriegsblinden Wagengefährten, wohl ihrem Sohn, und mir bestanden hatte, auf und fügte hinzu, daß ich leider niemals die Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft gefunden hätte. Mir wäre auch von seiner schriftstellerischen Tätigkeit erzählt worden.

Mit freundlichen Worten dankte mir Frau Bertram für das Gedenken an ihren Sohn. „Sein früher Tod," so fuhr sie fort, „hat einen unersetzlichen Verlust in mein so stilles Leben gebracht. Mit der Freude des Mutterherzens konnte ich immer deutlicher erkennen, wie sich Fritz über all die schweren Sorgen und Nöte hinweggesetzt hatte, die über ihn nach der Erblindung hereingebrochen waren. Er war 23 Jahre alt, als ihn im letzten Kriegsjahr das harte Geschick ereilte. Nach der Entlassung aus dem Lazarett und nach Abschluß der ärztlichen Behandlung fand er erst für mehrere Monate Aufnahme in einem Kriegsblinden-Erholungsheim. Dort erwachte wohl in ihm wieder

die Luſt zum Leben und der Wille, einen neuen Weg zu gehen. Fritz war Graphiker geweſen und dieſer Beruf mußte ihm natürlich verſchloſſen bleiben. Er beſuchte dann hier eine für die Kriegsblinden errichtete Schule, in der er die Blindenſchrift und das Maſchinenſchreiben erlernte. Gleichzeitig nahm er noch an Fortbildungskurſen aller Art teil, um ſpäter einmal die Beamtenlaufbahn einſchlagen zu können."

Frau Bertram unterbrach ihre Erzählung und legte mir einige Bilder ihres Sohnes vor, die ihn im feldgrauen Rock darſtellten. Die verfloſſenen Jahre hatten ſein Geſicht, ſo wie es mir in Erinnerung war, ſchärfer und wohl auch magerer gemacht. Liebevoll ruhten die Augen der Mutter auf dem einen Bilde, während ſie mich weiter in das Leben ihres Sohnes blicken ließ.

„Etwa nach 2 Jahren wurde dann Fritz, nachdem er eine Prüfung mit beſtem Erfolg abgelegt hatte, als Beamter übernommen. Ich vermag mich noch heute genau des Tages zu erinnern, als er überglücklich und innerlich tief befriedigt nach Hauſe kam und mir den Ausgang ſeiner Bemühungen berichtete. Er war wie verwandelt. Ich empfand ja gut, wie lange ihn das Gefühl bedrängt hatte, vielleicht für immer als Rentner dahinleben zu müſſen, ohne ſeine geſunden Kräfte und Fähigkeiten anwenden zu können. Meine Hoffnung aber, Fritz würde ſich nunmehr eine Lebensgefährtin ſuchen und einen eigenen Hausſtand gründen, blieb auch nach dieſem ſo erfreulichen und ermutigenden Erfolg unerfüllt. Vorſichtige Mahnungen, doch auch an ſeine Zukunft in dieſer Richtung zu denken, da ich doch nicht immer werde für ihn ſorgen können, ſtießen bei meinem Sohn jedes Mal auf verſchloſſene Ohren. Ich wußte wohl, wem er damals ſein Herz geſchenkt hatte und wem es bis zu ſeinem Tode gehören ſollte. Es war ſein Führhund Ulf. Ulf iſt ihm ein treuer und ſelbſtloſer Wandergefährte geweſen, ein Gefährte, mit dem ihn mehr verbunden hat als das zwiſchen Herrn und Hund ſonſt beſtehende Band."

Als ich Frau Bertrams Erzählung mit einer Frage nach dem Hund unterbrach, der ja auch mir bekannt geweſen ſei, erfuhr ich, daß er einem Tierheim übergeben worden wäre. Sie hätte infolge ihres Alters nicht mehr allein die Sorge für das Tier übernehmen können. „Und dann iſt wohl noch etwas anderes daran ſchuld, daß ich den beſten Freund meines Fritz nicht hier behalten konnte. Das Tier litt unſagbar unter dem Tod ſeines Herrn. Ein Tierarzt riet mir, den Hund in ein Heim zu geben, wo er vielleicht durch das Zuſammenſein mit anderen Hunden den Verluſt würde verſchmerzen können. Doch ſcheint auch das nicht der Fall zu ſein; das Tierheim teilte mir geſtern mit, daß Ulf kaum noch Futter annehmen wolle. Vielleicht folgt er meinem Jungen nach."

Schmerzvoll beugte ſich Frau Bertram wieder über die Bilder und gab mir dann eine andere Photographie ihres Sohnes. Ulf ſtand mit breiten

Pfoten auf seinem Knie. Mit gespitzten Ohren schaute das Tier klug seinen Herrn an. Ein Blick tiefen Vertrauens schien von den Hundeaugen auszugehen und einen Weg zu suchen in die Seele dessen, der ihm ganz allein gehörte.

Während ich versunken das Bild betrachtete, hatte sich meine freundliche Erzählerin entfernt. Sie kam zurück mit einigen mit Maschinenschrift bedeckten Bogen. Frau Bertram berichtete mir dann über die kleinen schriftstellerischen Arbeiten ihres Sohnes, die ihm viel Freude bereitet und auch oft klingenden Erfolg gehabt hätten. „Diese hier", so fuhr sie fort, „war seine letzte. Er wollte, so sagte er scherzend, seinem Ulf damit ein Denkmal setzen, da der Aufsatz in ein großes Werk aufgenommen werden sollte. Nun konnte er diesen Wunsch nicht mehr verwirklichen."

Ich nahm die Blätter entgegen und bat Frau Bertram, sie zu Hause lesen zu dürfen, was sie mir gern erlaubte. Würde es mir eine Freude bereiten, so bäte sie mich, sie zum Andenken an ihren Sohn zu behalten. Sie handele damit sicher in seinem Sinne. Voll ehrlicher Freude ergriff ich die Hand der altersmüden Frau und dankte ihr für die Gabe wie auch für ihre freundlichen Worte. Sinnend stieg ich dann die Treppe hinab. Ich dachte daran, wie oft wohl jenes Paar, Herr und Hund, diesen Weg gegangen war.

Die nächsten Tage waren in Anspruch genommen mit den Arbeiten, die infolge meiner langen Abwesenheit hatten zurückbleiben müssen. Ich wollte, so hatte ich mir vorgenommen, auch eine Stunde innerer Ruhe abwarten, um mich mit dem mir übergebenen Aufsatz zu beschäftigen. Kamen mir doch die beschriebenen Blätter wie ein Vermächtnis vor, empfangen aus treuen Mutterhänden. Ich wußte dieses gütige Vertrauen wohl zu schätzen, das mich hatte Einblick nehmen lassen in das Leben zweier Menschen und eines kleinen vierbeinigen Wesens. Es war ja kein alltägliches Geschick, das ich erfahren durfte. Es war das Leben eines Mannes, der mit unerschütterlichem Mut und starkem Vertrauen ein dunkles Geschick meisterte, das ihn mit harten Krallen ergriffen hatte. Welches gewaltige Maß an Kraft und Selbstzucht war wohl erforderlich gewesen, um dem alten vertrauten Beruf zu entsagen, wieder die Schulbank einzunehmen, umzulernen, neu zu lernen, sich gänzlich umzustellen, aus dem Leben des Lichts überzugehen in die Dunkelheit. Wer konnte ermessen, wie es in solchem Menschenherzen aussah, dem die Zukunft zerschmettert am Boden zu liegen schien? Und doch war auch er Sieger geworden über die Macht der Finsternis. Er war ein deutscher Mann, einer der wackeren Kämpfer für Freiheit und Ehre des Volkes.

So nahm ich in einer stillen Abendstunde das letzte Werk des Dahingegangenen zur Hand. Ich sah, daß die Seiten druckfertig waren. Sauber reihte sich Zeile an Zeile, als ich mich in den Inhalt vertiefte. Mit Wehmut las ich die Überschrift der kleinen Skizze; sie spiegelte die Gedanken, das Wesen des

Verfassers wider. So darf ich sie denn auch dieser Erzählung voransetzen. Und ich glaube im Sinne des Kriegsblinden Fritz Bertram zu handeln, wenn ich hier der Öffentlichkeit übergebe, was er — ich darf es wohl sagen — mit seinem Herzblut niederschrieb.

„Was macht mir das Schreiben dieser Zeilen so schwer? Ich glaube, es ist das tiefinnerliche Gefühl, daß ich einen Teil meines eigenen Ich offenbaren muß, um zu sagen oder auch nur anzudeuten, was ich empfinde. Daher weiß ich, daß diese Zeilen nur einen schwachen Widerschein geben können vom Denken und Fühlen zweier Kreaturen, eines Menschen und eines Hundes. Aber es soll versucht sein! Vielleicht gelingt es mir so, diesem kleinen Lebewesen, meinem Ulf, ein Denkmal zu setzen, ein Denkmal dauernder denn Erz!

Unser gemeinsames Leben begann in jener stillen Residenzstadt, die zwischen Bremen und Wilhelmshafen liegt. Ich hatte diese Stadt einst vom Zuge aus gesehen, als ich vor dem Weltkriege an einer Schülerfahrt des Deutschen Flottenvereins teilnahm. Doch was sieht man da vom Abteilfenster mehr als eine Anzahl Häuser, grüne Anlagen und das Ganze gebettet in fruchtbare Felder und saftiggrüne Wiesen dieser Nordseelandschaft. Wie konnte ich wissen, daß in dieser Stadt damals ein Verein seinen Sitz hatte, dessen stillem Wirken vor dem Kriege und dessen tatkräftigem Schaffen während des Kampfes einige tausend deutsche Männer ihr Leben verdanken würden? Ich meine den Deutschen Verein für Sanitätshunde.

Von diesem Verein nun, der sich auch die Dressur und Lieferung von Blindenführhunden zur Aufgabe gemacht hatte, erhielt ich damals ein Schreiben, in dem ich zur Teilnahme an einem Lehrgang zur Ausbildung mit einem Führhund einberufen wurde. Das Hauptversorgungsamt hatte meinen Wunsch also schnell und erfolgreich weitergeleitet. Ich solle, so hieß es in dem Brief, bereits am 1. Februar in Oldenburg eintreffen, wo sich die von dem Verein geschaffene Führhundschule befinde. Der Rat, kräftiges Schuhwerk und einen wetterfesten Mantel mitzubringen, schien mir wohl verständlich.

Und dann kam der Tag, der für mich und Ulf den Beginn eines neuen Lebensabschnitts bedeutete. Wir, sieben kriegsblinde Kameraden und ich, wohnten während der Ausbildungszeit von 2 Wochen in einem behaglichen Heim. Es war ein ehemaliges Offizierskasino, das nun nach Auflösung des Regiments diesem friedlichen Zweck diente. Eine Schwester betreute uns in liebevoller Weise. Am Morgen des ersten Tages gingen wir in die Dressuranstalt, wo jedem der für ihn geeignete Hund zugewiesen wurde. Ich erhielt Ulf, einen grauen Schäferhund mit hellen Pfoten und dunklem Rücken.

Ich weiß es noch heute genau, wie damals meine Hand zögernd nach dem Kopf des Tieres griff, das der Abrichter vor mich geführt hatte. Zuckte der Kopf wohl zurück unter der ungewohnten Berührung? Doch wie konnte das anders sein. Und dann kam der erste Übungsgang mit dem neuen Führer.

Langsam, sehr langsam fühlte ich nun ein unsichtbares Band des Vertrauens zwischen Ulf und mir entstehen. Einige Tage später begrüßte er mich schon mit einem kleinen Wedeln der Rute und stieß mich sogar einmal mit der kühlen, feuchten Schnauze in die Hand, als ich ihm den gewohnten morgendlichen Leckerbissen, einen Keks, nicht sofort bot. Ganz würde er mir jedoch erst nach der Abreise gehören, hatte der Abrichter eines Tages gesagt, als ich ihm meine Sorge über die Zurückhaltung des Hundes vorstellte. „Vergessen Sie nicht, daß Ulf doch ein denkendes Wesen ist; er schenkt sein Herz nicht jedem Unbekannten." Diese Mahnung erschien mir verständlich.

Wie im Fluge vergingen denn auch die zwei Wochen in der stillen Stadt. Als wir zur Abfahrt bereit im Abteil standen, ließ Ulf ein leises Winseln vernehmen. Der zurückbleibende Abrichter gab ihm noch einige gute Lehren auf den Weg. Dann waren wir allein. Wir hingen unseren Gedanken nach. Ulf hatte sich mit behaglichem Stöhnen hart an die mollig-warme Heizungsröhre gelegt, die er nicht kannte. Denn im Zwinger waren die Tiere nicht verweichlicht worden, um sie wetterfest und gesund zu erziehen. So fuhren wir der Heimat zu. Ich dachte daran, wie ich nun glücklich sein könne, wieder einen großen Teil der verlorenen und bisher so schmerzlich vermißten Selbständigkeit zurückerlangt zu haben. Gewiß, es hatte mir nicht an sorgenden Menschen gefehlt, die mir zur Begleitung gern zur Verfügung standen. Sie versicherten mir immer und immer wieder, es sei ihnen eine Freude, eine Menschenpflicht. Aber — sie mögen es verzeihen, wenn sie es lesen — sie ließen mich doch bewußt oder unbewußt die Abhängigkeit fühlen, vielleicht durch ihre allzu große Sorge, die mehr bedrückt als aufrichtet. Nun könnte ich gehen, wann und wohin mein eigenes Wollen verlangt, ohne fragen zu müssen, ob es paßt, ohne warten zu müssen, bisweilen vergebens. Dann war eine Verkehrsstörung gewesen oder eine unerwartete Abhaltung eingetreten. Auch das Wetter hatte ich stark in Rechnung setzen müssen, ob es für zarte Schuhe oder zu leichte Kleider passend war. Und mit stiller Ergebung stimmte ich zu, wenn vorgeschlagen wurde, doch lieber daheim zu bleiben, da es ja so stürme; zu Hause sei es doch behaglich warm und ich könnte meine Zigarre rauchen, am warmen Ofen sitzend. Nun war die Hoffnung auf ein Glas frischen Bieres wieder entschwunden, das man so gut als Abschluß der Parkwanderung hätte genießen können, und die Lungen und Nerven, die — ach so unsagbar — nach frischer Luft dürsteten, mußten sich gedulden. Enttäuscht würde sicher Lieschen sein, die gute Zeitungsfrau, die mich allmorgendlich an der Haltestelle in ihre massiven Arme nahm und mit sorglichen Schritten in die Querstraße geleitete, von wo ich dann als Solokrebs dahinwanderte. Als ich ihr die ersten Male als Vergeltung für ihren Liebesdienst eine Zeitung abkaufen wollte, hatte sie mir fast beleidigt erklärt, das sei doch eine Ehre für sie und ihr Ältester hätte auch einen Knacks weg.

Gähnend erhob sich Ulf. Wir teilten brüderlich das Frühstück. Unsere Mahlzeit wurde durch das Öffnen der Schiebetür unterbrochen. Der Kellner des Speisewagens fragte aus respektvoller Entfernung, ob er wohl dem schönen Tier einen fetten Kotelettknochen geben dürfe. Gnädig wurde die köstliche Gabe von Ulf entgegengenommen, der nun für die nächste Zeit nicht mehr zu sprechen war. So konnte ich mich denn ungestört dem Genuß einer Tasse Fleischbrühe widmen, die ich mir, die günstige Gelegenheit benutzend, sofort bestellt hatte.

Dann stürmte wieder das stille Heer der Gedanken heran und verlangte gebieterisch Audienz. Waren sie so, wie an diesem Tage, so mochte man sie wohl willkommen heißen. Dann konnte ich lächeln über jene Phrase vom reichen Innenleben, das uns Nichtsehenden so gern zugeschrieben wird. Aber wehe, wenn dieses Grübeln, dieses fruchtlose sich Quälen immer nur wieder um den einen Punkt kreist, diese ewige Nacht, diese Abhängigkeit, dieses Sichdurchsetzenmüssen, dieser zermürbende Kampf gegen Vorurteile. Und das alles sollte nun vorbei sein? Nein, alles nicht; aber sicher würde das Leben freundlicher leuchten, würden die Tage leichter zu ertragen sein. Dann meldete sich Lotte, die liebfreche kleine Lotte, die mich so manches Mal zum Friseur bugsiert hatte, wenn ich allein an der Portierloge vorbei wollte. Wie hatte sie doch geantwortet, als ich sie einst fragte, was wohl ihre Freundinnen sagten, wenn sie so mit mir gehe. Ohne Überlegung platzte sie da heraus: „Die können sich ja auch 'nen Blinden anschaffen!" Sie war mir eigentlich immer schon wie ein kleiner Führhund vorgekommen, dieses unbefangene, kecke Mädelchen. Nicht ganz so gut hatte sich aber jene wackere Kaufmannsfrau in meinem Gedächtnis erhalten, die mir eines Tages beim Überschreiten der Straße zu Hilfe kam. Energisch ergriff sie mich am Arm und meinte dazu entschuldigend: „Sonst laufen Sie mir ja noch in unsere Schaufenster!" Ja, die Beweggründe zur Hilfsbereitschaft sind recht verschiedenartig. Und da beugte ich mich nieder zu Ulf und ergriff seine starke Pfote, die er mir behaglich knurrend entgegenstreckte. Fühlte auch er, was ich dachte? Wir hatten uns gefunden. —

Hilfsbereit betrat der Schaffner das Abteil und meldete das Nahen der Heimat. Rasch legte ich Ulf das vornehme hellbraune Führgeschirr an. Dann traten wir in den Gang und gewandt schlängelte sich Ulf an einigen Fahrgästen vorbei, die sich selbstbewußt dort aufgebaut hatten. Ich merkte mit Behagen, wie man ängstlich Platz machte. Sorgliche Hände empfingen mich dann auf dem Bahnsteig und wollten mich in alter Gewohnheit sofort in „Schutzhaft" nehmen, wie ich es einst ironisch genannt hatte. Doch Ulf marschierte schon voran und folgte dem Strom der zur Sperre Eilenden. Mit gespannter Vorsicht bestieg er die Autotaxe, deren leises Zittern ihm wohl einiges Unbehagen zu bereiten schien. An den Wendungen des Kopfes fühlte ich, mit welch unermüdlichem Interesse seine rastlosen Augen den um ihn brandenden Verkehr beobachteten. Auf ihn, der wohl bisher nur in ländlicher Umgebung gelebt hatte,

mußten diese Eindrücke ja auch gewaltig wirken. Aber ich dachte an seine solide Abstammung, von der ich erfahren hatte. Seine Mutter wäre eine norwegische Wolfshündin gewesen, die man zwecks Blutauffrischung beschafft hätte. Nach ihr wäre er Ulf benannt worden, um ihm die guten Gaben seiner Ahnen in die Wiege zu legen.

Die Haustreppen und die Wohnung waren dann für unseren neuen Hausgenossen wieder eine Quelle von Überraschungen und Freuden. In einer Ecke der Küche stand ein leckeres Mahl bereit, das hinsichtlich Menge und Güte ihm wohl noch nicht zu teil geworden war. Als ich ihn seiner vertilgenden Arbeit überlassen zu können glaubte, ging ich hinaus, um mich vom Reisestaub zu befreien und umzukleiden. Doch ich hatte da nicht mit Ulf und seinem Herzen gerechnet. Mit einem entsetzten Laut, halb Verzweiflung, halb Zorn, stürmte er hinter mir her. So mußte ich denn geduldig bei ihm ausharren, bis die letzten Bissen verschwunden und anschließend einige kräftige Züge frischen Wassers genossen waren. Dann folgte er mir mit bedächtigem Schritt, ohne mich aus den Augen zu lassen. „Der wird Dich zu seinem Sklaven machen; allzu große Liebe fesselt auch!" sagte man scherzend. Aber ich empfand diese Gefühle anders und wohl richtiger. Es war Ulf, mein Ulf, der auf mich sah wie auf seinen untrennbaren Freund und dem ich allein gehören wollte, so gern und ganz. Und mit jedem Tag, mit jeder Stunde empfand ich mit innigerem Behagen jenes Gefühl der inneren Verbundenheit, das sich nur zwischen gleichgestimmten Wesen bilden kann.

Am nächsten Morgen wurde dann die erste kleine Wanderung unternommen, um Ulfs Eignung für die Stadt zu studieren und ihn mit der Umgebung vertraut zu machen. Was gab es da aber auch zu erkunden für das „Kind vom Lande"! Welche vielsagenden Düfte und Düftchen mußten erforscht und mit größter Gewissenhaftigkeit analysiert werden, als ich ihn nach einiger Zeit unter Aufsicht eines Begleiters frei umherlaufen ließ. Das also nannte sich Großstadt! Lotte begrüßte ihren Konkurrenten mit Hochachtung, für die er jedoch keine besondere Aufmerksamkeit zu haben schien. Zwei Tage später wurde dann der erste Gang nach dem Büro gewagt, der zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel. Schaffner und Fahrgäste, die mir bereits bekannt waren, begrüßten uns freudig an der Abfahrtsstelle und für uns beide wurde sofort ein guter Platz am Wagenanfang bereitgemacht, wo Ulf sicher war vor unbeabsichtigten aber nichtsdestoweniger peinlichen Berührungen seiner Krallen und Zehen mit harten Schuhsohlen.

Sind die Tage wirklich schöner geworden und leichter? Oder bilde ich es mir nur ein? Nein, oh nein! Dieser kleine Geselle, von dem andere sagen „nur ein Hund", er hat mir Sonne und Wärme gebracht. Wie unbändig kann er seine Freude zum Ausdruck bringen, wenn ich ihm zum Spaziergang das Geschirr umlege. Mit welch kindlich-dreister Deutlichkeit gibt er mir zu erkennen,

daß wir bei jenem Geschäft vorbeikommen, in dessen Schaufenster die so leckeren Keks liegen, feine Keks. Ein tiefer Laut, halb Bellen, halb Heulen, ein sanftes, doch merkliches Drängen oder Ziehen — und ich weiß Bescheid. Die Einsamkeit, die früher oft bei mir zu Gast gewesen, ist durch Ulf gebannt. Bald hatte er erkannt, daß außer seinem weichen Kissen noch andere behagliche Plätzchen in meinem Arbeitszimmer vorhanden sind. So läßt es sich auf dem Divan ganz ausgezeichnet liegen, die Beine zur Heizung gestreckt. Erträglich ist auch der alte Großvaterstuhl, in dessen Sitz man sich dann eng zusammenrollen muß, sodaß die kalte Nase vom Ende der dicken Rute bedeckt ist. Oder soll ich ihm die wenigen Jahre, die wir vielleicht zusammen sein können, nicht mit Liebe erfüllen, so, wie er mir Liebe entgegen bringt? Nur ich kann ja ganz ermessen, welche Fülle von Zuneigung zu mir dringt, wie sie durch jede Berührung des Kopfes oder der Pfote zum Ausdruck gebracht wird.

Und während ich diese Zeilen schreibe, liegt Ulf an meiner Seite. Tiefe regelmäßige Atemzüge heben und senken seinen Körper; ein leichtes Zittern geht durch seine Glieder. Träumt er? Wovon? Ich beuge mich zu ihm nieder und berühre kosend sein weiches Fell. Ulf erwacht. Jetzt blickt er mich wohl mit seinen schönen, bernsteinbraunen Augen an! Ein weicher, warmer Kopf drängt sich in meine Hand. Liebe . . ."

Still legte ich die Blätter hin, fast behutsam. Ich ahnte, daß ich hier in zwei Seelen hatte schauen dürfen, die sich gefunden und geliebt hatten, wie es Mutter Natur nur selten zu gewähren scheint. Ein Mensch und ein Hund — nur ein Hund!

Wenige Tage darauf fand ich in unserer kleinen Vorortzeitung folgende Notiz:

„In dem hiesigen Tierheim hatte vor zwei Wochen der treue Führhund eines plötzlich verstorbenen Kriegsblinden Aufnahme gefunden. Das Tier konnte den Tod seines Herrn nicht verwinden, mit dem es mehr als fünf Jahre zusammengelebt hatte. Ulf verweigerte jegliche Nahrungsaufnahme und starb gestern an Entkräftung."

# Verlorenes Vertrauen

Vertrauen auf Menschen ist eine Pflanze,
die von der Menschenliebe so sparsam begossen
wird, daß sie oft verdorren muß.
Kotzebue

Die „Berufsschule für Frauen" des Fräulein Dr. Lindner erfreute sich eines vorzüglichen Rufes. Vielseitige Kurse und belehrende Besichtigungen boten den jugendlichen und erwachsenen Schülerinnen jede Gelegenheit, sich praktisch und theoretisch für den in Aussicht genommenen Beruf vorzubereiten. In dem mit schönen Bildern und guten Sprüchen geschmückten Prospekt war zu lesen, daß besonderer Wert auf die Ausbildung von Wohlfahrtspflegerinnen und Helferinnen für die freie Fürsorge gelegt werde, eine für Frauen besonders geeignete Tätigkeit. So war denn die Zahl der Hörerinnen, die die für diesen Beruf einschlägigen Vorlesungen und Übungen besuchte, besonders stark. Auch Annemarie Hettner gehörte zu ihnen; glaubte sie doch, die Fähigkeit zu haben, im Dienst für ihre hilfsbedürftigen Mitmenschen aufgehen zu können. Besonderes Interesse hatte sie ja schon seit jeher für die Arbeit an der Jugend empfunden und dieser sollten, das war ihr stiller Wunsch, auch später ihre Dienste gelten. Doch das lag noch in weiter Ferne und in den Jahren bis zum Examen und zur Anstellung konnte sich noch mancherlei ereignen. Vorläufig galt es, das vielseitige Wissen aufzunehmen.

Heute war ein Tag gewesen, der wieder neue Anregungen und Eindrücke in Fülle gebracht hatte. Unter Führung ihres Dozenten Dr. Heinze hatte der Kursus die in der Stadt liegende große Blindenanstalt besucht. Für die meisten war das Blindenwesen ein ganz neues Wissensgebiet. Mit offenen, oft staunenden Augen durchwanderten die Schülerinnen die Schulräume, die Werkstätten und die weiten Anlagen der Anstalt. Leider war die Besichtigung viel zu schnell vor sich gegangen, wo doch ein längeres Verweilen so notwendig gewesen wäre. Am Nachmittag sollte nun in dem Hörsal der Frauenschule das Gesehene, besser gesagt Erjagte, wie eine Schülerin treffend bemerkte, in mündlicher Aussprache verarbeitet und erweitert werden. Annemarie Hettner, die auch an der Besichtigung teilgenommen hatte, verfügte schon über einige Kenntnisse auf diesem Gebiet der Blindenbildung. Sie hatte in der kleinen Pension, in der sie während ihrer Studien wohnte, einen erblindeten Masseur kennen gelernt; er war der Sohn der Inhaberin des Fremdenheims. Wie Annemarie von ihm erfahren hatte, war er als Laborant in einer chemischen Fabrik bei einer Explosion erblindet. Walter Meißner hatte ihr nun hin und wieder von seinem Arbeitsgebiet erzählt, das ihm neben seiner Unfallrente noch ein recht ansehnliches Einkommen gewährte. Einmal sogar bat er sie, ihn in eine Versammlung des Blindenvereins zu begleiten, in dem er das Amt des Kassierers bekleidete. So war sie nicht mehr eine Fremde in diesem Winkel des Menschenlebens und freute sich, dem Dozenten mehrmals gute Antworten geben zu können. Nur,

als Dr. Heinze auf das Kapitel der Blindenpsychologie zu sprechen kam, wurde sie innerlich zu lebhaftem Widerspruch gereizt. Der Vortragende, für den sie sonst ein großes Maß an Achtung empfand, schien doch hier ganz unzutreffend unterrichtet zu sein, als er von einem bei allen Blinden eingewurzelten Mißtrauen redete, das den Verkehr mit ihnen für jeden Sehenden erschwere und oft die Quelle arger Differenzen werden könne. Dieses Mißtrauen sei bedingt durch die Unmöglichkeit, selbst die Umgebung beobachten und so die Personen nach ihrem Wesen und Verhalten beurteilen zu können. Für die im Kreise ihrer Berufsarbeit mit Blinden in Berührung kommenden Personen wie Wohlfahrtsbeamte und Fürsorger ergäbe sich die Notwendigkeit, diese an und für sich recht bedauerliche Tatsache zu beachten und sie bei ihren Erörterungen und Maßnahmen gebührend in Rechnung zu stellen, damit der schweren Arbeit voller Erfolg beschieden sei. Er hoffe, so schloß Dr. Heinze, daß die Besichtigung der Blindenanstalt am heutigen Vormittag und die soeben beendete Aussprache dazu beitragen möchten, dieses Ziel zu erreichen.

Recht nachdenlich ging Annemarie Hettner dann nach Hause. Sollte das denn wahr sein, was der Dozent soeben vorgetragen hatte? Wäre es nicht ungerecht, so in Bausch und Bogen über einen ganzen Kreis von Volksgenossen zu urteilen, der doch so verschiedenartig zusammengesetzt war, wie es nur sein konnte? Annemarie erinnerte sich deutlich jenes Abends, den sie mit Herrn Meißner im Blindenverein zugebracht hatte. Sie war mit offenen Augen dort gewesen und erkannte sehr wohl, daß unter dem Begriff „blind" keineswegs ein einheitlicher Typus zu verstehen sei, sondern daß man ganz klar unterscheiden müsse, zu welcher Zeit, in welchem Lebensalter, durch welche Ursachen und unter welchen Umständen der Verlust des Augenlichts eingetreten war. Ferner hatte sie eine der Vereinshelferinnen darauf hingewiesen, daß von ganz ungeheurem Einfluß für die Geisteshaltung und Körperbildung eines Blinden, insbesondere eines Blindgeborenen oder in früher Kindheit Erblindeten sei, wie sich die nächste Umgebung zu diesem Familienmitglied stelle. Namentlich in den Familien, wo man dem Kinde in ganz unzweckmäßiger Weise vom ersten Tage an alle Schwierigkeiten und Sorgen aus dem Wege räume, würden leicht falsche Grundlagen für die spätere Entwicklung des Blinden gelegt. Es sei eine noch nicht klar beantwortete Frage, ob die Gemeinschaftserziehung blinder Kinder in geschlossenen Anstalten das wahrhaft richtige wäre; denn naturgemäß stelle sich bei einer solchen, immerhin in gewisser Absonderung erfolgenden Aufzucht eine nicht zu übersehende Weltfremdheit oder besser gesagt Weltfernheit ein, die dem jungen Mann und dem jungen Mädchen oft ganz erhebliche Schwierigkeiten bereiteten. Es fehle die Fähigkeit, die Umgebung und die Erscheinungen des Lebens richtig beurteilen und demgemäß zweckmäßig handeln zu können. In Nordamerika lehne man es schon seit Jahren ab, blinde Knaben und Mädchen, die nach dem Besuch der Grundschule

einer höheren Ausbildung zugeführt werden sollen, gesondert von den sehenden Altersgenossen zu unterrichten und aufwachsen zu lassen. Sie würden mit diesen gemeinsam erzogen, eine Maßnahme, die in vielfacher Hinsicht schon treffliche Erfolge erzielt hätte.

Von diesen Gedanken umsponnen hatte Annemarie Hettner ihr Zimmer betreten. Beim Essen fragte sie den jungen Masseur, ob er wohl an diesem schönen Abend Lust zu einem Spaziergang habe. Freudig wurde die Frage bejaht. Und dann wanderten beide durch die stillen Parkanlagen am Ufer des kleinen Flusses entlang.

Nachdem sie den langsam flutenden Strom der Spaziergänger hinter sich gelassen hatten, nahmen sie auf einer Bank Platz, die abseits vom Wege inmitten von Büschen und Bäumen stand. Von fern drang nur schwach der Lärm der Stadt herüber oder der frohe Gesang der Insassen eines Ruderbootes. Da kam Annemarie Hettner auf den Grund zu sprechen, der diesen abendlichen Gang veranlaßt hatte. Sie erzählte ihrem Begleiter, was ihre Gedanken seit heute so stark bewegte. Mit Interesse beobachtete sie während ihrer Worte das Mienenspiel des jungen Mannes, der mit gespannter Aufmerksamkeit ihrem Bericht folgte. Seine straffen Gesichtszüge, die ihr schon wiederholt aufgefallen waren, spiegelten deutlich die Erregung wieder, die in seinem Innern herrschte. Ein spöttisches Lächeln spielte um seine Mundwinkel und hin und wieder konnte er ein leises Schütteln des Kopfes nicht unterdrücken. Annemarie las in seinen Zügen und merkte nicht, daß ihm die Augen fehlten, von denen man doch so gern behauptet, daß nur sie der „Spiegel der Seele" seien.

„Und nun, lieber Herr Meißner, bitte ich Sie," so schloß sie ihren Bericht, „mir einmal Ihre Ansicht über diese doch so wichtigen Fragen der Blindenpsychologie zu sagen. Wie soll man sich denn als junger Mensch in diesem Gebiet zurechtfinden, wenn man das unsichere Bewußtsein hat, nur unvollkommen oder gar falsch belehrt worden zu sein. Schon jetzt kann ich mich nicht gegen den Eindruck wehren, daß Dr. Heinze seine Weisheit nur aus theoretischen Abhandlungen und allgemeinen Gesprächen schöpfte; denn sonst müßte er doch wohl zu einem der Wahrheit näher liegenden Ergebnis gekommen sein. Was meinen Sie, Herr Meißner?"

Ihrem Begleiter entsprang ein bitteres Lachen, das er mit einer abweisenden Handbewegung unterstreichen zu wollen schien. Dann ergriff er, gleichsam, um die ihn bedrängenden Gedanken zu bannen, seine Zigarrentasche und zündete sich ein duftendes Kraut an. „Das alte Lied, Fräulein Hettner!", so begann er und lehnte sich behaglich zurück. „Es ist immer wieder dasselbe! Da urteilen die einen über die anderen, ohne auch nur den leisesten Versuch gemacht zu haben, sich von der Richtigkeit des Gelesenen oder irgendwo Gehörten selbst einmal zu überzeugen. Wieviel Unheil, wieviel Unklarheit aber durch solches Nachplappern erzeugt wird, davon haben diese Neunmalklugen

natürlich keine Ahnung; das geht sie ja auch nichts mehr an, nachdem sie ihr unfehlbares Wissen der staunenden Mitwelt verzapft haben. Wie war es doch vor einigen Jahren mit dem Roman eines der damals meistgelesenen Schriftsteller, der in den Mittelpunkt seiner Erzählung ein blindes Mädchen gestellt hatte? Die diesem armen Ding von ihrem geistigen Vater angedichteten Eigenschaften veranlaßten einen mir bekannten Schicksalsgefährten, den berühmten Schriftsteller um die Quelle seines Wissens über das Seelenleben seiner Blinden zu befragen. Die Antwort war mehr denn komisch; er hätte die in seinem Wohnort liegende Blindenanstalt besucht und sich dort mehrere Stunden aufgehalten! In wenigen Stunden hatte also dieser treffliche Menschenschilderer seine Kenntnisse erworben über einen Kreis von Mitmenschen, die sonst wohl niemals zuvor seinen Weg oder sein bewußtes Denken kreuzten. Was Wunder, wenn sich da mehr denn schiefe Ansichten verbreiten, um dann zum Evangelium für viele zu werden!"

Ein süßer, schmelzender Ton, der Ruf einer Nachtigall, ließ Walter Meißner aufhorchen. Vorsichtig machte er seine Begleiterin auf die Sängerin aufmerksam, die mit unermüdlichem Eifer die stille Natur mit ihrem klagenden, lockenden Flöten erfüllte. War die Natur nicht unbeschreiblich schön und gütig? Sie, die den Menschen in ihre offenen Arme nahm, um ihn ausruhen zu lassen von den Kümmernissen des Lebens.Sie, die den Menschen noch niemals enttäuschte, der sich ihr in Liebe und Andacht näherte, um Kummer und Sorgen und die Pein der Seele und des gequälten Gehirns zu vergessen.

„Denken Sie auch," so fuhr der Jüngling nachdenklich fort, „an die Oper Eugen d'Alberts „Die toten Augen". Die junge erblindete Griechin trifft am Strande den römischen Feldherrn und beginnt ihn zu lieben. Das eigenartige Paar heiratet. Dann erhält die Blinde durch den Heiland das Augenlicht und sieht zum ersten Male ihren Mann. Wie, dieser schiefgewachsene, rothaarige, schieläugige Mensch — das ist der, von dem sie sich in ihrer Gedankenwelt ein so herrliches Bild gemacht hat? Dessen Liebe und Güte sie Tag für Tag mit unermüdlichem Eifer umgeben? Dem sie ihr Herz ganz und ohne Vorbehalt schenkte? Nein, das ist nicht zu verstehen, nicht zu ertragen! Sie eilt in das grelle, glühende Sonnenlicht, reißt die Lider gewaltsam mit zitternden Händen auf und — läßt sich die Augen von den sengenden Strahlen der südlichen Sonne vernichten! Wunderschön und erschütternd zugleich zu lesen und zu hören. Aber, geht man dem Entwurf ein wenig ernsthaft zu Leibe, so zerfällt er zum gekünstelten, unnatürlichen Erzeugnis eines effekthaschenden Textdichters, der mit seinem Einfall bei Hunderttausenden von Hörern zwangsläufig eine vollkommen irrige Ansicht über die Mentalität der Nichtsehenden erzeugen muß. Man werfe nur die Frage auf: Sollte die blinde Griechin nicht einmal von ihren Angehörigen oder Gespielinnen gehört haben, wie ihr Auserwählter aussieht? Sollte sie nicht einmal liebkosend den Arm um den Nacken des

Geliebten gelegt haben, ohne nicht zugleich seinen Körperwuchs zu fühlen? Zerrinnt da nicht auch die Zuneigung des Hörers zu der schönen Griechin, deren geistige Liebe das rein Äußerliche nicht zu überwinden vermag? Ich glaube, liebes Fräulein Hettner, daß man noch manche trübe Quelle solcher irrigen Ansichten aufspüren könnte, ohne sich den Vorwurf der Kleinlichkeit zuzuziehen."

„Ich kann sagen," unterbrach ihn das junge Mädchen, „daß ich damals auch nicht recht befriedigt war von dem textlichen Teil dieser Oper. Die tiefe Musik ließ mich während des Abends nicht über diese von Ihnen aufgeworfene Frage nachdenken; aber, ich muß Ihnen recht geben!"

„Doch ich möchte Sie mit diesen Erörterungen nicht länger langweilen," sagte Herr Meißner. „Wenn es Ihnen recht ist, erzähle ich Ihnen noch ein Erlebnis, dessen tiefe Eindrücke nicht ohne Einfluß auf mich geblieben sind. Es wird Ihnen zeigen, wie oft geradezu mit Gewalt eine offene, unbefangene Natur gedrängt wird in den Bann der Vorsicht, der Zurückhaltung. Ich versichere Ihnen, bitte beachten Sie das genau, daß ich Ihnen hier ein wahres Erlebnis, kein Märchen erzähle. Das Leben versetzt uns ja manchmal in Situationen, die nicht alltäglich sind."

Annemarie Hettner beeilte sich, ihrem Begleiter zu erklären, daß sie sehr neugierig sei, dieses Erlebnis zu erfahren, das er so geheimnisvoll andeute. Dann nahm Walter Meißner wieder das Wort.

„Ich erzählte Ihnen wohl schon, daß ich vor meiner Erblindung als Laborant bei einer chemischen Firma in Berlin tätig war, wo mich dann mein Schicksal ereilte. Nach der Entlassung aus der Klinik siedelte ich in eine kleine Pension über; ich wollte noch einige Monate in Berlin bleiben um mich in der Sport- und Gesundheitsmassage ausbilden zu lassen. In der Klinik hatte man mich auf diese besonders für Blinde geeignete Erwerbsmöglichkeit hingewiesen und mich zugleich an den Arzt, der diese Kurse abhielt, empfohlen. Um in der freien Zeit spazieren gehen zu können, wandte ich mich an einen Wohlfahrtsverein mit der Frage, ob mir wohl durch diesen eine hilfsbereite Person vermittelt werden könne, die sich mir für diesen Zweck unentgeltlich zur Verfügung stellen würde. Nach einigen Tagen erhielt ich denn auch telefonisch Nachricht, daß sich ein Herr gemeldet hätte, der sich noch am selben Tage bei mir einfinden würde. Und schon kurze Zeit nach dem Anruf traf denn auch Herr Sielert bei mir ein. Ich gestehe gern, daß ich über die schnelle Arbeit jenes Vereins sehr erfreut war. Ich erfuhr durch den Herrn, daß er sich auf eine Zeitungsnotiz hin gemeldet hätte, die vor zwei Tagen von dem Verein in dieser Angelegenheit erlassen worden sei. Er halte sich gegenwärtig einige Wochen während seines Urlaubs in dem Dorfe Rauten bei Fürstenwalde auf, wo sein Vater Lehrer wäre. Er selbst sei als Chauffeur und Diener bei einem Herrn von Bornau in Körtingsdorf tätig und hoffe, bald heiraten zu können.

Seine Braut wäre die Tochter des Rektors Vogt an einer Gemeindeschule, die nicht allzuweit von hier liege. Daher käme er auch sehr oft in diese Gegend.

Daß ich über so viel Hilfsbereitschaft sehr erfreut war, bedarf nicht der Erwähnung; nur der kann es aber wohl recht verstehen und einschätzen, der, wie es mir geschah, durch den Verlust des Augenlichts die Bewegungsfreiheit so vollkommen verloren hatte und somit immer auf fremde Hilfe und Begleitung angewiesen war. Denn die Selbständigkeit muß ja erst in oft harter Schule wieder zurückerobert werden. Nun war mir also unerwartet ein Retter in der Not erschienen und ich machte durchaus kein Hehl aus meiner freudigen Überraschung. Meinem unvoreingenommenen, noch nicht enttäuschten Sinn lag es natürlich fern, näher über das mir von meinem Besucher Gesagte nachzugrübeln, geschweige denn etwa an irgend einer Stelle Erkundigungen einzuziehen. Heute freilich — Herr Meißner lachte bitter auf — wüßte ich, mich klüger zu verhalten. Eben deshalb, weil ich . . . mißtrauisch geworden bin. Herr Sielert und ich verbrachten einige Stunden plaudernd und lasen dann die Zeitung. Gegen Mittag machten wir uns zum Spazierengehen fertig. Bevor wir die Wohnung verließen, suchte Herr Sielert noch den bekannten kleinen Raum auf, in dem er sich — ich muß das erwähnen — merkwürdig lange aufhielt. Auf der Straße bemerkte er auf meine Frage, er trüge genagelte Stiefel aus Sparsamkeitsgründen. Bei der Trennung schlug Herr Sielert vor, am nächsten Sonntag eine gemeinsame Wanderung zu unternehmen. Ich solle mit der Vorortbahn bis Fürstenwalde fahren, wo er mich abholen wolle. Bei seinen Eltern könnten wir dann zu Mittag essen; diese würden sich freuen, mich kennen zu lernen. Zwischen diesem Tage und unserer Verabredung lagen nur zwei Tage, während der wir nicht wieder zusammenkommen wollten. Herr Sielert hatte gute Gründe, das letztere vorzuschlagen, das sollte ich bald merken."

Annemarie Hattner hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu und bemerkte, als der Erzähler schwieg, sie könne sich eigentlich noch nicht denken, wie die Geschichte weitergehen würde.

„Am Nachmittag desselben Tages regnete es Bindfaden," so berichtete Herr Meißner weiter, „als ich mit meiner Pensionsinhaberin, die am Vormittag abwesend gewesen war, noch einige Besorgungen erledigen wollte. Vergebens suchte ich einen alten Hut, der für solches Wetter bestimmt, immer auf dem Korridor hing. Er war nicht zu finden. Am nächsten Tage, einem Sonnabend, wollte ich meine Wanderstiefel, die in einem im Badezimmer stehenden Schränkchen standen, holen, um sie am Sonntagmorgen zur Hand zu haben. Vergebens suchte ich nach den Stiefeln, die ich vor noch nicht langer Zeit gekauft hatte. Beim Abfühlen des Fußbodens merkte ich, daß sie unter der Wanne standen, wohin sie wohl schon von meiner sorglichen Wirtin gestellt worden waren. Doch beim Hinfassen mußte ich erkennen, daß es nicht meine

starken, genagelten Wanderschuhe waren, sondern ein Paar alte, abgenutzte Herrenschuhe mit durchlöcherten Sohlen und schief gelaufenen Absätzen. Ich kann Ihnen versichern, Fräulein Hettner, daß mir das Herz im Augenblick still stand bei dieser Entdeckung; denn nun wußte ich, warum der Biedermann sich so lange in diesem Raum aufgehalten hatte. Ich wußte auch, wohin mein Hut gewandert war und warum in der großen Zigarrenkiste, die mir kurz zuvor ein Arbeitskamerad geschenkt hatte, seit dem Besuch des hilfsbereiten Mannes ein so tiefes Loch entstanden war. Meine Pensionswirtin war auch nicht schlecht erschrocken und malte in wilden Farben aus, was mir alles hätte geschehen können, wie „Drahtschlinge um den Hals", „ausgeraubte Wohnung" und was sonst ihre Phantasie im Augenblick hergeben wollte. Aber in mir regte sich ein unbezwingbares Gefühl der Vergeltung, ja der Rache an diesem Schurken, der mein Vertrauen so niederträchtig mißbraucht hatte. Ich beschloß trotz des Widerspruchs meiner Wirtin, am nächsten Tage nach Fürstenwalde zu fahren, um den Menschenfreund wenn möglich abzufangen. Dann rief ich die Revierwache an, schilderte kurz den Tatbestand und bat, mir einen Kriminalassistenten zur unauffälligen Begleitung mitzugeben. Der diensttuende Beamte erklärte, Fürstenwalde gehöre nicht mehr zu Berlin; er wolle aber die dortige Kriminalpolizei bitten, sich meiner anzunehmen. Er werde vereinbaren, daß man mich auf dem Bahnhof erwarten solle, um gegebenenfalls den Burschen, wenn er überhaupt erscheine, festzunehmen.

Am nächsten Morgen fuhr ich dann zur verabredeten Zeit nach Fürstenwalde. Zu meiner Sicherheit hatte ich meine Wirtin gebeten, mich zu begleiten, jedoch im Nebenabteil Platz zu nehmen. In Fürstenwalde wartete ich dann auf dem Bahnsteig, natürlich vergebens. Eine an mir vorbeigehende Person sagte halblaut zu mir, daß ich unbesorgt sein solle, die Kriminalpolizei beobachte mich unauffällig. Doch nach zehn Minuten etwa gab ich meiner Begleitung, die abseits gewartet hatte, ein Zeichen und wir gingen gemeinsam vor den Bahnhof. Dort sprach uns dann der Kriminalkommissar an und berichtete, daß er soeben auch die am Bahnhof liegenden Wirtschaften nach verdächtigen Subjekten abgesucht habe, jedoch auch ohne Erfolg. Ich möchte nun mit nach der Polizeiwache kommen zwecks Aufnahme eines Protokolls. Auf der Wache fragte der Kommissar den eintretenden Justizwachtmeister des gegenüberliegenden Amtsgerichtsgefängnisses, ob ihm der Name des Gesuchten bekannt sei. Dieser erwiderte, daß ein gewisser Sielert aus Rauten seit gestern dort inhaftiert wäre. Meine Frage, ob der Betreffende eine Dienerlivree trage und auf einem Gut angestellt sei, wurde bejaht. Bei der dann folgenden Gegenüberstellung schien mein Freund vor Scham in die Erde sinken zu wollen. Ich nahm ihm meinen Hut, die Wanderstiefel und eine Aktentasche ab, deren Verlust ich noch nicht festgestellt hatte. Die Begegnung war kurz; ich konnte mich nicht enthalten, dem Mann einige freundliche Worte zu widmen.

Am Nachmittag ging ich dann nach Rauten, um die Eltern meines so kurzlebigen Freundes kennen zu lernen. Dort erfuhr ich ein alltägliches Schicksal jener Nachkriegszeit. Der Lehrer Sielert war im Feld gewesen, die Mutter machtlos ihren beiden Söhnen gegenüber. Der jüngere geriet bald auf Abwege, stahl zu Hause, später bei seinem Prinzipal und wurde auf einige Wochen hinter schwedische Gardinen gebracht.

Walter Meißner hielt inne, um sich eine neue Zigarre anzuzünden. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Mit dieser Rücksprache war für mich der Film Sielert eigentlich abgelaufen. Unverständlich kam mir zwar vor, daß Sielert mir in so unüberlegter Weise seinen Namen und seine Verhältnisse ganz wahrheitsgetreu mitgeteilt hatte. Vermutlich war er — das nehme ich zu seinen Gunsten an — nicht mit der Absicht gekommen, einen Diebstahl auszuführen. Aber die Tatsache, daß er sich gänzlich unbeobachtet fühlte, warf seinen guten Vorsatz über den Haufen, und er erlag der Verlockung. Andererseits muß dieser Meinung widersprechen, daß der Bursche, wie ich von seinem Vater erfuhr, seine Dienststelle verlassen hatte unter Mitnahme von einem Jagdgewehr seines Prinzipals, das er in seinem Heimatdorfe verkaufen wollte. Sein Vater hatte dann selbst die Polizei benachrichtigt und die Verhaftung des eigenen Sohnes veranlassen müssen.

Wie dem auch sei. Mein Glauben an die Menschen hatte einen schweren Sprung erhalten. Und wie mir, so ist es ebenso oder ähnlich manchen meiner Schicksalsgefährten ergangen. Können Sie nun erkennen, liebes Fräulein Hettner, daß so in gutgläubigen Seelen leicht Anlaß zu jener seelischen Abwehrstellung entsteht, die nicht selten ihre Schatten weiter wirft als man annimmt? Verstehen Sie aber auch, wie bitter es berührt, wenn dann vom unbegründeten Mißtrauen aller Blinden gefaselt wird, das untrennbar mit der Blindheit verbunden sei und daher bekämpft werden müsse?"

Fast zornig hatte der junge Mann die letzten Worte hervorgestoßen. Mit tiefen Zügen zog er die wonnig-duftende Abendluft ein. Die Natur war zur Ruhe gegangen und kaum ein Laut störte die Stille der lauen Nacht. Auch Annemarie Hettner schwieg. Sinnend wanderten ihre Blicke durch das Dunkel.

Auf dem Heimweg ergriff sie dann plötzlich die Hand ihres Begleiters mit starkem Druck und sagte: „Mehr Licht! Ja, es muß mehr Licht werden, damit wir uns alle besser verstehen können!"

# Ein Lachen nur

Wenn man menschliche Natur
Zu ergründen heiß gestrebt hat,
Ganz versteht man immer nur,
Was man selbst einmal erlebt hat.
Logau

Die behäbige Wirtin des Hotels „Zum wilden Mann" trat vor die Türe ihres Hauses, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen. Die Wärme der Küche machte doch hin und wieder einen frischen Atemzug aus der reinen Winterluft notwendig, um bei Kräften zu bleiben. Schnell warf sie noch einen Blick in den hellen, freundlichen Gastraum, wo Egon, ihr Oberkellner, die letzte Hand an die gedeckten Tische legte. Heute zu Sylvester würde es wieder eine lange Nacht werden, dachte die Wirtin. Es war doch zu merken, wie die Kaufkraft der Einwohner gestiegen war und wie die allgemeine Lust am Genießen des Lebens zugenommen hatte. Nun, ihr konnte es recht sein, und das gute, treue Personal sollte auch nicht zu kurz dabei kommen.

Als die Dämmerung stärker wurde, trafen auch pünktlich die ersten Gäste zum Abendschoppen ein. Es waren zwei Herren vom Stammtisch, die sich auch heute nicht abhalten ließen. Bald füllte sich der runde Ecktisch und munter wogte die Unterhaltung. Es gab ja auch allerlei zu besprechen und die Politik bot genug Stoff zu Frage und Antwort. Denn es war ein bunter Kreis, der sich seit einigen Jahren hier zusammenfand. Die von vielen Seiten lebhaft begrüßte Anregung zur Gründung dieses Stammtisches war, daran erinnerte man sich immer gern wieder, von einem der führenden Männer der Bewegung ausgegangen, der hier eine Plauderecke frei von den oft kleinlichen Interessen des Berufes und Standes hatte schaffen wollen. Es war ihm auch sehr gut geglückt und alle, die an dem Stammtisch teilnahmen, waren froh, hier anregende und belehrende Unterhaltung zu finden.

Als die Zeit des abendlichen Mahles herankam, lichtete sich die Zahl der Gäste zunehmend und es blieb nur ein kleiner Kreis von vier Seßhaften zurück. Man rückte enger zusammen und beschloß, den Sylvesterabend gemeinsam hier zu verbringen. Zwei der Tischgäste waren Junggesellen, während die beiden älteren schon wieder als Witwer durchs Leben gingen. Bunt war ihre Reihe: ein Bankbeamter, ein Handwerksmeister, ein Assessor und der Inhaber eines kleinen Verlages. In den Gläsern dampfte der Punsch, den Egon soeben hereingetragen hatte. Schnuppernd beugten sich vier Männerköpfe vor, um die Güte des Stoffes zu prüfen. Fürwahr! Der „Wilde Mann" konnte sich sehen lassen. Nach den ersten sorgsam abwägenden Schlucken trat eine Pause in der Unterhaltung ein, in der wohl jeder ein wenig den Blick nach innen zu richten schien. Da unterbrach der Bankmann das Schweigen mit der Frage, ob er einen Vorschlag für den Abend machen dürfe. Als er der Zustimmung seiner drei Trink-

genossen begegnete, sagte er: „Wie wäre es, wenn jeder von uns ein Erlebnis erzählte, das sich ihm besonders ins Herz geprägt hat. Es braucht ja keine große Geschichte zu werden; denn mit irgend einem Fall aus seinem Leben wird wohl jeder aufwarten können. Ich erinnere mich an einen Sylvesterabend, den ich vor dem Kriege in Windhuk erlebte. Auch damals saßen wir zu viert in dem bescheidenen Kolonialhotel und dachten an die Heimat. Wir vier Afrikaner kamen auch auf diese Weise, wie ich sie eben vorschlug, um das herum, was ja nun einmal der letzte Abend im Jahr mit sich bringt. Wollen wir durch das Los entscheiden, wer anfangen soll?" Nachdem vier Streichhölzer die Rolle der Lose gespielt hatten, war die Entscheidung auf den Handwerksmeister gefallen, der sich, überrascht, nun doch etwas Bedenkzeit ausbat. Gern wurde ihm eine kleine Galgenfrist bewilligt, waren doch alle sehr neugierig, was Meister Döhner berichten würde. Daß ein an Erfahrungen reiches Leben hinter ihm lag, wußte man gut, denn schon oft hatte der scharfblickende Mann durch seine Kenntnisse und durch sein klares Urteil überrascht. Die Neugier, mit der die Tischrunde ihm damals bei seiner ersten Anwesenheit am Stammtisch begegnete, war sehr schnell gewichen. Jene unerklärliche Wand, die sich so oft zwischen Sehenden und Blinden aufrichtet, brach gar bald zusammen; die dunkle Brille, die Meister Döhner trug, sagte seinen Tischgenossen nicht mehr, als daß sie ihrem Träger hin und wieder ein wenig mehr behilflich sein müßten, als man es sonst dem lieben Nächsten gegenüber zu sein pflegt. Und darauf verweisend, hatte der Gründer des Stammtisches einst in Abwesenheit Meister Döhners gesagt, es sei oft ganz dienlich, wenn man hin und wieder etwas mehr seinen Blick auf den Nächsten richten müsse. Heute, bei dem männermordenden Verkehr sei es doch möglich, daß es einen auch einmal irgendwie erwische.

„Wenn es Ihnen recht ist," so begann Meister Döhner seine Erzählung, „berichte ich ein kleines Erlebnis aus meiner Jugendzeit, das mir damals, es liegt wohl schon 40 Jahre zurück, ziemlich unwesentlich erschien; doch später tauchte es wieder gewissermaßen aus meinem Unterbewußtsein auf, als ich nach jenem Unfall beim Militär, der mich das Augenlicht kostete, grübelnd und hadernd im Garnisonlazarett lag. Ich konnte es damals nicht fassen, als mir der Spezialarzt, den der Stabsarzt hinzugezogen hatte, mit zögernder Stimme erklärte, daß der Hufschlag des Pferdes als bleibende Folge eine fast vollkommene Zerstörung der Sehkraft hinterlassen hätte. Doch, was half alles Murren und Toben. Als Inhaber einer Militärrente, die damals nicht übermäßig hoch war, verließ ich nach einigen Wochen das Lazarett. Ich siedelte nach dem Harz über, wo ich in einem mir empfohlenen Blindenheim das Bürstenmacherhandwerk erlernen wollte, um später ein Geschäft eröffnen zu können. Es war eine gute Zeit, die ich dort verbrachte, in jenem Heim, das als Ausbildungsstätte und zugleich als Erholungsheim für Blinde dient. Die große Zahl der Nichtsehenden, die das ganze Jahr über zur Erholung und Ausbildung

aus allen Teilen des Vaterlandes dort zusammenkamen, gab dem Heim einen anregenden, ja fast interessanten Charakter und nahm ihm das, was man sich sonst landläufig unter einem Blindenheim vorstellt. Während der Sommermonate trafen täglich neue Gäste ein, die allen möglichen Berufen und Kreisen entstammten. Damit die bereits Anwesenden die Namen der neuen Gäste erführen, wurden diese jeweils durch die Heimschwester während der Mahlzeiten begrüßt. Ich erstaunte nicht wenig, als eines Tages auch der Name jener kleinen Stadt in Ostpreußen als Herkunftsort eines Ankömmlings genannt wurde, in der ich meine Jugendzeit verbracht hatte. Da ich seinen Namen nicht verstanden hatte, erfragte ich ihn nach dem Essen im Büro und erfuhr so gleichzeitig, daß der Betreffende Klavierstimmer und Musiker sei. Ob wohl die junge Helferin, die mir diese Auskunft gab, bemerkt hatte, wie mir die Röte ins Gesicht trat? Ich weiß es nicht mehr und verließ auch schnell das Büro, um mein Erschrecken zu verbergen."

Der Erzähler machte eine Pause, um sich ein neues Pfeifchen zu stopfen. Mit ruhigen sicheren Bewegungen zelebrierte er diesen wichtigen Akt, während dessen seine Gedanken weit fort zu weilen schienen. Gespannt hefteten sich die Blicke seiner Hörer dann wieder auf sein markantes Gesicht, als er fortfuhr: „Dies alles mußte ich hier vorweg berichten, um so den Kern meines Erlebnisses verständlich zu machen. Dieser Name des neuen Gastes aus meiner Vaterstadt hatte in mir ein Bild wachgerufen, das ruckartig und mit erregender Klarheit vor meinem geistigen Auge wieder erstanden war. Ich hatte mir einst meinen Lebensweg anders aufbauen wollen, als ich als Lehrling in eine Eisenhandlung eintrat. Der Inhaber, ein Jugendfreund meines Vaters, hatte angedeutet, daß eine Übernahme seines guten Geschäftes durch mich keineswegs ausgeschlossen sei, da er ja kinderlos wäre. So hatte ich auch das Glück, von ihm als Hausgenosse in seine Familie aufgenommen zu werden, wodurch ich mancherlei Vorteile und Anregungen genoß. Und so durfte ich auch an einem herrlichen Sommertag an einem Gartenfest teilnehmen, das mein Chef veranstaltete. Die Honoratioren waren erschienen und ich kam mir natürlich mächtig fein vor inmitten dieses Kreises von Männern und Frauen, zu denen ich sonst ehrerbietig emporsah, wenn sie unser Geschäft betraten. Eine kleine Kapelle sorgte durch muntere Weisen für Unterhaltung und schmetterte lustig ihre Klänge in den parkartigen Garten. Nach der Kaffeetafel, die die Gäste auf einem frischgrünen Rasenplatz vereinigt hatte, spazierte man durch die wohlgepflegten Wege und Anlagen, oder schwang das Tanzbein auf einem kleinen Bretterboden, der hierfür besonders erbaut worden war. Auch ich hatte mir eine Tänzerin gesucht und während wir so im wiegenden Walzerschritt dahinglitten, ließ ich meinen Blick wiederholt über die vier Musiker schweifen. Bald fiel mir auf, daß der Pianist ohne Noten spielte, während seine Kollegen gewissenhaft das Heer der schwarzen Punkte und Striche verfolgten. Ich machte

zu meiner Tänzerin hierüber eine Bemerkung und erfuhr zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der Pianist blind sei und daß er sich zugleich als Klavierstimmer in unserer Stadt betätigte. Herr Gruner erfreue sich dank seiner gewissenhaften Arbeit größter Beliebtheit, so setzte die junge Dame hinzu. Neugierig, wie man in solchen Jahren eben noch ist, musterte ich während einer Tanzpause den Klavierspieler näher und sah in ein ebenmäßiges Gesicht, das aber unverkennbar den Stempel mancher sorgenreichen Stunde trug. Während ich so nahe bei dem Blinden gedankenlos dastand, wurde den vier Musikanten eine Erfrischung gereicht. Der Pianist hatte wohl gehört, daß ein Glas vor ihn auf das Klavier gestellt worden war, denn er griff suchend danach. Und schon war es geschehen, daß er mit unvorsichtig schneller Bewegung das hohe Glas umwarf und der Wein sich rieselnd über die Tasten ergoß. Ein kurzes Lachen entfuhr mir, das ich im gleichen Augenblick bitter bereute. Eine tiefe Röte trat in das Gesicht des Mannes, der nun wußte, daß sein Mißgeschick gesehen, ja belacht worden war. Ich sah noch, wie er sein Schnupftuch hervorzog und mit zuckender Hand über die glänzende Reihe der Tasten fuhr. Aber der schmerzliche Ausdruck seines Gesichtes konnte nicht durch ein trocknendes Tuch gemildert oder entfernt werden."

Meister Döhner griff nach seinem Glas und tat einen hastigen Zug.

„Sie werden vielleicht verstehen," so erzählte er weiter, „daß ich keine Freude mehr an dem Verlauf des Abends hatte. Wie ein ertappter Sünder ging ich umher und vermied es, mich in die Nähe der Kapelle zu begeben. Und als die ersten Gäste sich verabschiedeten, entfernte auch ich mich still und bedrückt. Ich ahnte nicht, daß ich wenige Jahre später selbst einmal in jenes kleine Heer der Nichtsehenden eintreten würde. — Und so können Sie sich auch denken, was ich bei Nennung jenes Namens im Büro des Blindenheims empfand. Ich mußte mich erst in mein Zimmer flüchten, um mich selbst wieder zu finden. Und während ich so unschlüssig saß, klopfte es an meine Türe und herein trat jener Musiker. Er hätte, so erklärte er, von meiner Anwesenheit hier im Heim gehört und freue sich, in mir einen Landsmann begrüßen zu können. Befangen und noch erregt konnte ich kaum einige höfliche Worte hervorbringen. Doch schwand meine Scheu, als mir bewußt wurde, daß mein Besucher ja nicht wissen konnte, was sich einst zwischen ihm und mir ereignet hatte.

Was soll ich noch weiter berichten? Mein Landsmann wurde mir ein freundlicher Berater und Helfer während der kurzen Wochen, die er im Heim verbrachte. Ich aber war glücklich, ihm im Stillen das abbitten zu können, was mich so lange bedrückt hatte."

Ein nachdenklicher Ernst lag über dem kleinen Kreis der Tischrunde, als der Erzähler schwieg. Von der Straße drangen die freudigen Rufe lachender Menschen herein, die dem Neuen Jahr entgegen eilten.